Aus
Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1912.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1912.

I. Allgemeines.

II. Missions-Erzählungen und Schilderungen aus der Mission der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Asien.

III. Abbildungen.



Druck von Gustav Winter in Herrnhut.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1912. 13. Jahrgang.

„Wie hat doch Gott die Europäer so lieb!“

Am letzten Sonntag im Oktober saß ein Missionar in der Martinskirche zu Basel, um einem Kirchenkonzert zu lauschen. Neben ihm saß warm in den ungewohnten Wintermantel gehüllt ein Schwarzer! Wie konnte der dorthin gekommen sein? Es war ein Christ von der Goldküste, ein Evangelist, den die Basler Mission nach Europa hat kommen lassen, damit er hier einem Missionar bei seinen sprachlichen Arbeiten behilflich sein könnte. Kein Wunder, daß er sich dicht in seinen Mantel hüllte, denn hier wars kalt und in seiner Heimat scheint die wärmste Sonne. Vor der Kirche schon hatte er fröstelnd zum Missionar gesagt: „Meister, wird es noch kälter, als es heute ist?“ — „Gewiß, mein Freund, der Winter soll ja noch erst kommen!“ lautete die Antwort an den frierenden Tropensohn. — „Ja“, gab er zurück, „dann werde ich es bei Euch nicht aushalten können.“

Aber unser schwarzer Freund hatte bald das Frieren vergessen. Als die Orgel anfing und die 200 Sänger mit frischen, munteren Kehlen kernige Melodien vortrugen und die Hörner einen frohen Marsch ertönen ließen, da zog an Stelle der Winterkälte Herzenswärme und christliche Freude in sein Herz ein. Flugs hatte er ein Blatt Papier herausgezogen und fing an zu „kripseln“ und zu schreiben, damit er ja nichts vergesse von den vielen Eindrücken, die auf ihn einstürmten.

Aber gleichzeitig mit der Freude beschlich ein Trauergefühl sein Herz, und Tränen rollten über seine schwarzen Wangen, denn er sagte sich: „Hier in Europa ist heller, lichter Morgen, bei uns in Afrika aber ist noch so viel dunkle Nacht!“

Die Orgel war still geworden, der letzte Trompetenton verklungen, und der Missionar ging mit seinem schwarzen Konzertbesucher heim an den warmen Ofen. In Gedanken aber weilten sie drüben am afrikanischen Palmenstrand, wo so viele, viele Neger geradeso wie dieser Schwarze klagen und rufen: „Wie hat doch Gott die Europäer so lieb und wir, wir Neger, sind zu bedauern; bei Euch in Europa ist lichter Tag, bei uns aber dunkle Finsternis!“

Ja, so ist's, wir Europäer leben im Ueberfluß, wir haben nicht nur schöne christliche Kirchenkonzerte, wir haben vor allem Gottes Wort und genießen in vollen Zügen den Segen all dessen, was christliche Sitte und Bildung, Tugend und Anstand, Kunst und Wissenschaft zustande gebracht haben. Und gerade jetzt in dieser schönen Weihnachtszeit — da fühlen wir den warmen Pulsschlag der Gottesliebe, ja auch der christlichen Liebe, wie sie schon bei Menschen zu finden ist; da schauen wir in den mannigfachen festlichen Veranstaltungen und Feiern, Bescheren und fröhlichen Zusammenkünften etwas davon, wie Gott uns lieb gehabt hat und noch liebt.

Wir haben in unserm christlichen Vaterland auch nicht weniger als 25 Missionsgesellschaften, die Boten des Evangeliums in alle Welt ausschicken, um allen, allen Menschen zu sagen, wie lieb Gott auch sie gehabt hat. Da fühlen wir etwas von der Liebe

Gottes, die nicht nur Europäern, sondern auch Negern und Eskimos, Kaffern und Papus gilt.

Aber Hunderte, Tausende, ja Millionen warten noch auf die Botschaft von dieser Liebe, die sich in der Krippe zu Bethlehem und am Kreuz von Golgatha so herrlich offenbart hat. Sollten diese nichts von ihr zu hören bekommen?

„Wie hat doch Gott die Europäer so lieb!" Laßt uns alle dieses wahre Wort eines schwarzen Christen beherzigen und dafür Gott täglich danken. Ja, es ist wahr. Die erste Christin Europas hat bereits vor 1900 Jahren die Taufe erhalten. So früh ist das Evangelium nach Europa gekommen. Und wir spüren Gottes Liebe täglich. Laßt uns Gott dafür auch dadurch danken, daß wir etwas tun, damit auch die Heiden alle die Liebe Gottes bald spüren. Durch Geben und durch Gebet können wir etwas tun. Und das Weihnachtsfest und die Gebetswoche ruft uns zu solcher Teilnahme und Fürbitte auf.

Wie herrlich, wenn wir einst im Himmel ankommen und Hunderte von Negern und Indianern auf uns zueilen, um uns zu danken und zu sprechen: „Gott hat auch die Neger lieb gehabt. Wir haben das erfahren, und auch du hast dazu mitgewirkt, daß wirs erfuhren."

Erlebnisse auf der Landreise von Alwaja nach Daressalam in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. Fr. Jansa, der uns schon im Juniheft 1911 so interessant erzählte, was Kinder auf der langen Karawanenreise im Innern Afrikas alles sehen, hören und erleben.

Ein gesunder Schlaf.

Das Lager in Mawindi ist mir in besonderer Erinnerung geblieben. Am Tage hatte der Streit um das Essen stattgefunden, und nachts gab es eine Störung, die das ganze Lager aus dem Schlaf weckte und auf die Beine brachte. Mitternacht war längst vorüber, und der Mond stand tief am Horizont. Aus den Unterkunftshütten drang der gleichmäßige Laut atmender und schnarchender Schläfer zu unseren Zelten herüber. Die Hütten besitzen keine Tür, nur eine Türöffnung, sie sind daher nicht verschließbar. Ein Blick in die Hütten hinein im trüben Licht des Mondes würde keinen Aufschluß darüber ergeben, daß Menschen darin sind, alle sind unter den Decken und Matten wie vergraben. Kein Fuß ist sichtbar, auch kein Kopf. Die Bewegungsfreiheit ist dem Einzelnen im Schlaf so gut wie genommen. Eng aneinander gepfercht bleiben sie, platt auf dem Boden ausgestreckt, fast regungslos bis zum Erwachen liegen. Besonders auf dem Marsche ist der Eingeborne anspruchslos. Oft nur halb gesättigt, erfreuen sich die Leute des gesündesten Schlafes, trotz der Härte des Bodens, der Engigkeit und des Ungeziefers, das in den Hütten wimmelt, wie Ratten, Zecken und Wanzen.



Deutsche Militärstation Kilimatinde im Innern Ostafrikas.

Ein Löwen-Überfall!

Leichter ist der Schlaf des Europäers. Durch ein verdächtiges Geräusch wie Herumschnüffeln und Brummen eines Tieres geweckt, hatte ich Licht in meinem Zelte angezündet, löschte es aber bald wieder aus, denn alles schien mir ruhig zu sein. Es dauerte jedoch nicht lang, und dasselbe Gebrumm, nur stärker und anhaltender, ließ mich aufspringen und das Licht von neuem anzünden, während ich laut nach der benachbarten Hütte hinüberrief. Die Laterne ergreifend, trat ich aus dem Zelt. In diesem Augenblick schrie einer der Leute aus vollster Kehle: „Ingalamu, ingalamu, muje maso", d. h. „Ein Löwe, ein Löwe, seid auf eurer Hut". Jetzt wurde es in den Hütten lebendig. In kurzer Zeit war das Lager

erhellt. Grasbüsche aus den Dächern reißen und sie in die glühende Asche der Feuerstelle halten, während andere hineinbliesen, bis das Gras Feuer gefangen hatte, war das Werk weniger Augenblicke. Im Scheine dieser, allerdings schnell verlöschenden Fackeln gingen die Leute nach der Hütte, wo der Löwe bemerkt worden war. Dieser hatte einen Ueberfall unternommen. An jener Hütte hatte er mit einer Tatze aufs Ungewisse hineingegriffen, — denn eine bestimmte Beute konnte er ja nicht auswählen, — und versucht, das Gepackte herauszuziehen. Eine Matte und eine Decke waren an den Krallen hängen geblieben, der darin eingehüllte Mann blieb auf dem Boden der Hütte zurück. Die Matte hatte der Löwe schon in einiger Entfernung auf seinem Wege nach dem nahen Dickicht verloren, mit der Decke war er aber entflohen. In der Dunkelheit war eine Verfolgung des Diebes ausgeschlossen. Als man am Morgen den Spuren im Sande folgte, fand man nahe am Waldesrande auch die Decke. Sie war arg zerrissen. Ihrem Besitzer war außer einer Kratzwunde an einem Fuß sonst kein Schaden zugefügt worden. — Noch einmal hörten wir nachts in einem andern Lager Löwen in weiter Ferne brüllen.

Andere Störungen.

Wir hatten in zwei aus Rohr hergestellten langen Körben Hühner, hauptsächlich junge Hähne, auf die Reise mitgenommen, um stets frisches Fleisch zu haben. An einem Abend fiel es dem Träger dieser Last ein, für die Nacht die beiden Körbe auf unsere Kisten zu stellen, dicht an der Zeltwand. Abgesehen davon, daß es ein unsicherer Ort war, mußten ja die Hähne in recht früher Morgenstunde unsern Schlaf stören. Aber so weit denkt der Eingeborne nicht.

Die schlimmste Störung bereitete uns nachts der sturmartige Wind. Gottlob hielten unsere Zelte den heftigsten Windstößen stand. Unsere Kinder merkten kaum etwas davon, doch uns Erwachsenen war es manches Mal nicht möglich, einzuschlafen. Zur größeren Sicherheit vor den Winden wurden die Kisten rings um das Zelt gestellt und zwar so, daß der umgelegte Saum der Zeltwände noch gefaßt wurde. Doch mußten immer wieder lose gewordene Pflöcke tiefer eingerammt und gelockerte Stücke angezogen werden.

Erkrankungen. Ein Zahn mit einer Feuerzange gezogen.

Daß auch Erkrankungen vorkommen, ist ja nicht zu verwundern. Viel litten die Leute an Husten, Fieber, Magenverstimmung und Ohrenschmerzen. Eine Anzahl mußte krank zurückbleiben. Dadurch, daß unsere Proviantlasten von Tag zu Tag weniger wurden, brauchten Ersatzkräfte nicht eingestellt zu werden. Verletzungen an den Füßen waren an der Tagesordnung, heilten aber unter Behandlung ziemlich rasch.

Ein Mann steht mir noch lebendig vor den Augen. Er litt an Zahnschmerzen, die sich nicht auf gewöhnliche Weise lindern ließen. Meine Zangen hatte ich in Mwaja zurückgelassen. Immer wieder kam der Mann zu mir, auch seine Freunde baten mich für ihn. Beim besten Willen konnte ich aber die erhoffte Hilfe nicht gewähren. Ich vertröstete den Patienten damit, daß ihm in Iringa sichere Hilfe zu teil werden würde. Doch der Aermste litt jämmerlich. Und Not bricht Eisen. Die Hehelente, in deren Gebiet wir uns befanden, verstehen zu schmieden. Ich gab den Freunden jenes Mannes den Auftrag, in den Dörfern am Wege nachzufragen, ob eine Zange irgendwo aufzutreiben sei. Und richtig, im Lager Wuassa wurde mir ein Werkzeug von gröbstem Schlage und von riesiger Länge der Griffe gebracht. Es stellte eine Feuerzange im gewöhnlichen Gebrauche dar. Bei der ersten Betrachtung war ich geneigt, sie als völlig unbrauchbar zurückzuweisen. Wie sollte ich es anfangen, damit einen Backenzahn überhaupt zu fassen? Doch warum nicht einen Versuch wagen, der darüber entscheiden sollte, ob an die Entfernung des Zahnes gedacht werden könne oder nicht? Zu diesem Versuche mußte sich einer der Freunde hergeben. Es handelte sich darum, festzustellen, in welche Lage Patient und Zange ge-



Wie ein Missionar in Deutsch-Ostafrika Zähne zieht.

bracht werden müßten, um mir zu gestatten, den Zahn mit diesem Notbehelf tief genug zu packen. Der Versuch fiel ermunternd aus. Jetzt mußte sich der Patient selbst, wie vorher sein Freund, lang auf den Rücken legen und den Mund öffnen, so weit es die Schwellung der einen Backe zuließ. Ich hatte erwartet, daß der Mann sich im letzten Augenblick sträuben würde. Doch er verhielt sich tapfer. Hinter seinem Kopfe kniend, brachte ich die Zange glücklich

zwischen die Kiefern nach der schmerzenden Seite zu bis an den zu entfernenden Zahn. Einen Augenblick später, — und der Zahn war herausbefördert.

Aus dem einsamen Norden.

Aus Labrador im Nordosten Amerikas.

Im August 1909 fuhr das Missionsschiff der Brüdergemeine, die „Harmony“ (d. i. Eintracht), an der zerrissenen, wüsten Küste von Labrador durch die ihr vorgelagerten zahlreichen Inseln und Klippen hindurch. Plötzlich gab es einen Ruck. Die Harmony war auf einen Felsen gestoßen und wurde leck. Mit Mühe konnte der Kapitän den Ort Nain, eine der sechs Missionsstationen an dieser Küste, erreichen. Dort wurde das Schiff auf den Strand gezogen und notdürftig ausgebessert. Dann kehrte es nach St. Johns in Neu-Fundland zurück und wurde auf das Trockendock gebracht. Erst gegen Mitte Oktober war es wieder seetüchtig und konnte seine Reise an der Küste beendigen. Die Harmony ist das fünfte Schiff gleichen Namens. Alle diese Missionsschiffe haben im Laufe eines Zeitraums von mehr als einem Jahrhundert den Verkehr zwischen der Heimat und dem fernen Lande vermittelt, und immer hat Gott sie in allen Gefahren gnädig bewahrt. Nur einmal im Jahre, wenn im August der breite Eisgürtel an jener nördlichen Küste geschmolzen ist und offenes Wasser den Schiffsverkehr wieder gestattet, bringt die Harmony, fröhlich bewillkommnet von den Missionarsfamilien wie von den Eskimos und den Ansiedlern, Nachrichten von Europa und allerlei Vorräte in das einsame Land.



Wintervergnügen in Labrador.

So einsam wie früher ist es freilich nicht mehr. Es gibt jetzt mit Neu-Fundland und Kanada regeren Verkehr. Da das Wasser und die Flüsse von Fischen und Seetieren wimmeln, so halten sich zahlreiche amerikanische Fischer während des Sommers an der Küste auf, ja manche haben sich dort ganz angesiedelt. Auch ihrer nimmt sich die Mission an. Auf den drei südlichen Stationen wird nicht nur für Eskimokinder, sondern auch für Kinder von Ansiedlern Schule gehalten. Auch an anderen Besuchern, Missionaren und Reisenden, fehlt es nicht. Zuweilen erscheint einmal ein vornehmer Gast. So z. B. im vorigen Jahre der Generalgouverneur von Kanada.

Er bekundete sein Interesse für die Mission dadurch, daß er zwei Stationen besuchte und in Okak das Missions-Hospital in Augenschein nahm. Dieses wird von einem Missionar, dem eine Diakonisse helfend zur Seite steht, geleitet und tut ausgezeichnete Dienste. Längst nicht alle Kranken werden dort verpflegt; die meisten wohnen zerstreut auf den Stationen und Fangplätzen und werden dort ärztlich behandelt. Zu diesem Zwecke hat das Hospital ein Motorboot, den „Nordstern“, der hin- und herfährt, um den Kranken die Hilfe des Arztes zu bringen. Gnädig verschont blieb das Hospital, als am 17. Mai 1910 an dem steilen Ufer gerade hinter dem Hause eine Lawine niederging und ein großes Stück des Zauns auf die gefrorene See mit fortriß. Eine Minute vorher hatten die Missionarskinder noch in der Rinne gespielt, in der die Lawine ihren Weg nahm. Sie trug nur den Missionar Waldmann mit auf das Eis hinaus; er wurde jedoch nicht ernstlich verletzt. Auch sonst wurde niemand getötet, und das Missionseigentum litt wenig Schaden.

Rätsel.

Zwei Wörter nenne mir geschwind, — die um ein f verschieden sind! — Vier große Räder hat das eine, — das andre hat viel mehr, doch kleine.
O. S.

Quittung.

Für die Missionsschuld Mk. 2.50 von einer Leserin von „Aus Nord und Süd“ durch Frau Witwe W. Wetzig-Tanndorf mit herzlichem Dank erhalten.

Die Geschäftsstelle.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler.
Verlag der Missionsbuchhandlung. Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1912. 13. Jahrgang.

Baseler Sonntagsschulbilder in den Hochtälern des Himalaya.

In den ersten Januartagen erhielten wir Nachrichten von einer unserer weltentlegensten Missionsstationen, nämlich von Poo (sprich Pu) im Sutlej- (sprich Satledsch-) Tale des Himalaya. Dort steht Br. Hermann Marx als Missionar in der Arbeit. Auch in der Nachbarschaft predigt er den Heiden das Evangelium, so oft das nur möglich ist. Ein Helfer, Ali mit Namen, unterstützt ihn dabei. Und noch einige andere Helfer hat er, die nimmt er auch mit, und die leisten ihm ganz ungeheuer gute Dienste. Die können gar nicht einmal reden, denn sie haben keinen Mund und keine Zunge, und doch üben sie eine große und gute Wirkung aus. Was für Helfer sind das wohl? Mund- und arm- und beinlose Helfer, die doch tüchtig mithelfen, wenn es die Ausbreitung des Evangeliums gilt? — Das können wir ja kaum verstehen. — Nun, ich will euch das Rätsel lösen. Diese Arbeitsgehilfen des Missionars sind die Sonntagsschulbilder, schöne, große, bunte Bilder, die ihm vor zwei Jahren der Prediger der Brüdergemeine Br. G. Heyde von seinen Sonntagsschülern in Basel schickte. Was für eine große Freude war das, als diese in dem entlegenen Poo eintrafen! Und wie prächtig helfen diese Bilder dazu, die Aufmerksamkeit zu fesseln! Denn sie veranschaulichen das Wort, das der Missionar spricht. Sie machen den Bergbewohnern, die doch das Land Palästina, in dem der Herr Jesus lebte, nie gesehen haben, klar, wie die Menschen in Judäa und Galiläa lebten, wie Jesus dort unter ihnen wandelte und weilte und was für eine Wirkung sein heilkräftiges, beseligendes Wort ausübte. Da verstehen sie das alles, was der Missionar aus der Bibel erzählt, besser und lassen Gottes und Jesu Wort dann auch leichter auf sich wirken. So helfen diese Bilder gradezu zu der Bekehrung der Heiden. Und darum nannten wir sie Helfer. Ja, solche bunte, stumme und doch so beredte Gehilfen, die sind etwas wert. Wenn ihr einmal gar nicht wißt, was ihr mit dem Gelde machen sollt, das ihr in eurer Missions-Büchse habt, ach, dann kauft ein paar schöne, große, bunte Bilder, wie sie in amerikanischen und deutschen Sonntagsschulen benützt werden, und schickt sie auf eine unserer Missionsstationen. Wenn ihr mich vorher fragt, so nenne ich euch gern solche Orte, wo sie besonders nötig sind. Doch davon genug. Nun noch etwas von Br. Herm. Marx' Arbeit an Kindern.

Schulausflug in Himalaya.

Br. Marx erzählt: Im November machten wir einen Schulausflug, dem sich auch die Alten unsrer Gemeine anschlossen, denn auch diese feiern gern einmal ein Fest, und wenn es nur ein Spaziergang wäre, den sie mitmachen können. Auf einem solchen

gibt es meist eine Tasse oder mehrere Tassen von dem dort üblichen „Buttertee“, den alle Leute gern trinken. Um dessentwillen wandern sie schon einmal eine gute Strecke. Ja winkt so eine Tasse dieses Göttergetränkes, da ist ihnen nicht leicht ein Weg zu weit. Uns würde das, glaube ich, nicht so sehr verlockend erscheinen.



Denn wißt ihr, woraus der Buttertee gemacht wird? Ich will euch einmal sagen, wie die Leute in jenen Bergtälern ihn zubereiten. Wenn zehn Personen an der leckeren Buttertee-Gesellschaft teilnehmen wollen, dann nehmen sie einen Tassenkopf Tee, den kochen sie in drei Liter Wasser, tun dann einen gehäuften Löffel Soda hinzu, gießen diese Mischung nun ins Buttergefäß und buttern sie darin mit einem Pfund Butter und einem Löffel Salz, so lange, bis sie so dick geworden ist, wie bei uns Sahne. Dann ist der beliebte Buttertee fertig. Nun sagt selbst, ob ihr das gern essen würdet. —

Doch zurück zu unserem Ausflug! Bei diesem gab es noch ein Maß Sampa (Mehl aus gerösteter Gerste) und auch dieser Leckerbissen zieht die Leute an.

Weit ging der Spaziergang nicht. Nur bis zum Ufer des Sutlejflusses, zum Dorf Kor. Dort verbrachte man den Nachmittag bei fröhlichem Spiel und Wettlaufen. Das war allen ein großer Genuß und willkommener Zeitvertreib.

Br. Marx hofft, daß allmählich im ganzen Dorf bekannt wird, was für schöne Spaziergänge er mit den Schülern macht, damit nämlich allmählich mehr Kinder in die Schule kommen. Bis jetzt ist ihre Zahl noch klein. Doch wenn die Feldarbeit vorüber sein wird, so hoffte der Missionar, werden schon noch mehrere Kinder Zeit haben, die Schule zu besuchen.

Von Leh nach Kyelang,

eine Hochgebirgsreise im höchsten Gebirge der Welt.

Von Gertrud Reichel, Leh.

1. Bis Ram—bir—pur.

Um an der Konferenz der Missionare der Brüdergemeine in Kyelang im westlichen Himalaya teilzunehmen, machten wir (mein Mann und ich) die Reise von unserm Wohnsitz Leh am Indus nach Kyelang. Der Leser mag selbst urteilen, ob eine solche Reise im Himalaya so schauerlich und gefährlich ist, wie man sie sich zu Hause vielfach vorstellt.

Es war an einem warmen aber bedeckten Tage, als wir Lehs Stadttor hinter uns ließen. Die flinken Pferde trugen uns zuerst ein Stück durch die Wüste, am Mohammedanerfriedhof und unserm Gottesacker vorbei. Von der gegenüberliegenden Seite des Indus grüßte uns die lange Kette hoher Schneeberge, überragt von dem Gletscher von Stog, einem Dorf, das in grüne Felder gebettet, Leh gegenüber liegt.

Die Bergkette war bis hoch hinauf in Nebel gehüllt, nur die weißen Spitzen hoben sich kühn heraus; der Tag versprach, nicht allzu heiß zu werden. Noch ging es ein wenig durch eine Steinwüste, nicht fern vom Indus entlang. Dann kamen die grünen Weideplätze vor dem Dorfe Scheh, auf denen sich Rinder, Pferde und Esel mit ihren Jungen tummelten. Herrlich dufteten die Luzernenfelder, die das freundliche, sehr weit auseinander gebaute Dorf durchziehen. Von dem Dache unsres einzigen Christen in Scheh wurde uns ein Abschiedsgruß zugewinkt. Viele kleine Bäche durchzogen den Ort, mit Dotterblumen und Enzianen geschmückt. Fast ohne merklichen Übergang war man im Dorfe Trig-tse, das von einem gewaltigen, sehr schön gebauten Kloster überragt wird. Und wieder an dieses Dorf anstoßend, ritten wir in Ram—bir—pur ein, welches für diesen Tag unsere Endstation war. Ram—bir—pur ist kein tibetischer Name. Dieses Ortchen ist eine Gründung von Hindus, jetzt öde und verlassen. Der Kaschmirstaat hatte einst versucht, Ladaker hier anzusiedeln, die Hindus werden sollten. Sie erhielten Land umsonst, das sie urbar machen sollten. Doch ist es der Regierung nicht gelungen. Ein breiter Basar muß dort einst angelegt worden sein; jetzt sind die Häuser alle Ruinen; hier und da haben sich Bauern notdürftige Wohnungen in die Trümmer eingebaut. Das Land ist sandig und wasserarm, weshalb das Getreide sehr dürftig stand. Ein von hübschen Bäumen umgebener Sandplatz vor dem Orte erinnerte uns an die Spielplätze bei Mon-Plaisir in Niesky. Wir hausten diese Nacht in dem Serail, das für Eingeborne erbaut ist, welche hier zum Tauschhandel zusammentreffen. Einen, von den nach der Veranda zu offenen, unsauberen Wohnräumen benutzten wir aber nicht als Schlafstube, sondern schlugen auf der luftigen Veranda unser Lager auf. Und bald wiegte uns ein sanft fallender Regen in einen festen Schlaf ein.

2. Bis zum Einfluß des Gjabachs.

Am folgenden Morgen ging es am Indusufer entlang weiter, an Felsen auf und ab, die dicht bis an das Flußufer herantraten. Auf der anderen Seite des Indus sahen wir Scharen von Festpilgern, die dem Kloster He-mis zustrebten, woselbst das große Sommerfest stattfand, was sich alljährlich auch besuchende Europäer gern ansehen. So waren dieses Jahr zwei Herren aus Aachen dort. — Zum Frühstück hielten wir im Dorfe Igu still, Dort war am Dorfbache unter Weiden ein hübscher Rastplatz. Noch gab es Fleischküchel von zu Hause, und die Dörfler spendeten uns Durstigen etwas Bier. — Zwei Kalatseer trafen wir dort, da gab es gegenseitige Wiedersehensfreude (wir waren den Winter hindurch in Kalatse stationiert gewesen). Ein dritter Mann saß etwas abseits, ein heiliges Buch auf den Knien, aus dem er halblaut seine Andacht las. Sehr freundlich winkte er mir ab, ihn nicht darin zu stören. — Hinter Igu gingen wir dann auf einer geländerlosen Brücke über den Indus und nun in öder Gegend den Fluß hinauf bis an eine Stelle, wo das Gja-Wasser ihm zufließt. Hier treten die Berge von beiden Seiten sehr dicht an den Fluß, nur wenig Platz für ein winziges Dörfchen, Up-schi, frei lassend. Wieder nahm der Serail uns auf für diese Nacht. Die Pferde wurden in ein Kleefeld geschickt, wofür der Bauer natürlich Zahlung erhielt. Zum Abendessen gab es Buttertee, Fleisch, Gemüse und runde, flache Brote. Eine herrlich frische Luft wehte aus dem Tale des Gja-Baches, welches wir am nächsten Morgen hinaufritten.

3. Bis zum Ort Gja.

Wild rauschte das klare Gebirgswasser durch die tausend und abertausend Büsche von roten Heckenrosen und rosa-überhauchten Tamariskensträucher dahin. Ein Blühen und Duften im engen Tale, das von rötlichem und grünem Gestein eingeschlossen wurde! Wunderbar schöne Zacken, Spitzen und Türme ragten zum türkisblauen Himmel empor: Gerade an einer Stelle, wo die Straße am Abhang ziemlich eng war, kam uns eine nach Hunderten zählende Schafherde entgegen. Jedes Tier trug seine zwei Salzsäcklein über dem Rücken. Das war ein Tosen und Treiben, ein Laufen am Felsrücken empor oder am steilen Flußabhang hinab, und ob sie noch so stürmten, keins kam dabei zu Fall. Unsere Pferde aber gingen ruhig ihren Weg weiter, ohne sich durch das Drängen neben ihnen stören zu lassen. Wie jeden Morgen so hielten wir auch heute unsern Morgensegen in Gottes freier, so herrlicher Natur. Darauf folgten noch einige unsrer schönen Volkslieder, bis wir im Dorfe Mi-ru ankamen. Im Gärtlein des Klosterverwalters gab es einen Buttertee zur Stärkung. Der anwesende Dorfschulze saß dabei und lauerte auf den Stummel von meines Mannes Zigarre, den er später sicherlich



Hochgebirgswelt im Himalaya.

zerkrümelt und in seiner kurzen Pfeife aufgeraucht hat. Nach dem Aufbruch von hier dauerte es garnicht lange, so kam das Kloster von Gja in Sicht, beträchtlich später der Ort selbst. Hier gab es nur noch sehr wenig Bäume im Dorfe, so daß man sie schnell gezählt hatte. Zum letzten Male konnten wir im Serail wohnen. Gja war nun auf viele Tage die letzte Ortschaft, die wir antrafen. Sehr viele Europäer sieht Gja wohl nicht im Jahre; so war bald der ganze Hof voll Frauen und Kindern, die uns anstaunten. Wir erfreuten sie hoch durch das Austeilen von getrockneten Aprikosen (Paddings). Auch mußte hier ein Schaf geschlachtet werden für die weitere Reise.

(Fortsetzung folgt.)



Missionsarzt Dr. Shawe und der Christ Paulu in Leh.

Taufgeräte

zur Benützung für unsern Bahn-Missionar in Tabora im Innern Deutsch-Ostafrikas.

Wie so manche Gabe, die uns für unsere Missionsarbeit unter den Heiden zugesandt wurde, so erfreute uns in den letzten Tagen eine ganz besonders. Denkt euch: Das waren zwei wunderschöne Sachen, eine Kanne und ein Becken, die glitzerten und schimmerten weiß und strahlend, ganz wie Silber. Da haben nämlich Dresdner Kinder, und zwar die Kinder der Sonntagsschule der Lukasgemeine in Dresden, die Pastor Droese leitet, Stanniol gesammelt, und aus dem Stanniol waren dann diese zwei schönen Geräte gemacht worden, die nun die lange Reise ins Innere Deutsch-Ostafrikas antreten sollen, um dort als Taufgefäße zu dienen. Dort nämlich in der großen Stadt Tabora hat im Juli 1911 unser Missionar Gaarde (sprich Gorde) Einzug gehalten und seine Arbeit begonnen, auch schon einen Unterricht zu halten angefangen. Wie wird er sich nun freuen, daß er sobald so schöne Taufgeräte geschenkt bekommt. Denn da braucht er, wenn es mit seinen Taufbewerbern zur Taufe kommt, nun nicht lang zu überlegen, was für Geräte er bei der Taufhandlung anwenden soll, sondern er hat gleich schöne Sachen, eine schmucke Taufkanne und ein ebenso glänzend weiß leuchtendes Taufbecken zur Hand.

Und wie waren diese Dresdener Kinder dazu gekommen, uns diese schönen Sachen zu schicken? Seht, da hatten die leitenden Behörden der in unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika arbeitenden Missionsgesellten, — der Brüdergemeine, der Leipziger, Berliner und Bielefelder Mission, — im Juni 1911 in Dresden einen sogenannten Kolonial-Missionstag veranstaltet, an dem eine ganze Anzahl Vorträge gehalten wurden, für große Leute und für kleine Leute. In nicht weniger als 23 höheren Schulen sprachen Missionare und Missionsarbeiter. Und auch in Kindergottesdiensten wurde von der Missionsarbeit in unseren Kolonien erzählt. So auch in der Sonntagsschule der Lukasgemeinde. Wie hat das gerade diese Kinder interessiert! Eifrig hatten sie schon bis dahin Stanniol gesammelt, so daß ein Taufbecken daraus gegossen werden konnte. Und nun sie soviel Schönes und Neues von Deutsch-Ostafrika hörten, wurde ihr Sammeleifer nur noch weiter entflammt und sie sammelten mehr und immer mehr, bis sie schließlich noch eine Taufkanne machen lassen konnten. Jetzt ist das geschehen. Und beide schönen Stücke haben sie — weil damals ein Herrnhuter Missionar zu ihnen gesprochen hatte — an diesen nach Herrnhut geschickt. Auf diese Weise kommt nun unsere neue Bahnmissions-Station in Tabora zu schmucken Taufgeräten. Ist das nicht herrlich? Möchten die Geräte nun auch recht oft angewendet werden können! Und da es unsere Mission in Tabora auch mit Mohammedanern zu tun haben wird, wünschen wir: Möchte sie auch recht viel Islam-Anhänger zum Herrn Jesus führen!

Rätsel.

Ein Städtchen liegt im Schweizerland — 1234 wird es genannt.
4321 uns Gott verleiht — Für diese ganze Erdenzeit.
1324 sehr viel vermag — In starker Hand mit kräftgem Schlag;
1432 gar töten kann, — Der Krieger braucht's, der Jägersmann.
Ein Rätsel, leicht, wie sonst wohl keins, — Das ist dir wohl 4231.

Th. v. C. fürs Qu.

Quittung.

Für Mk. 5.— von Schulkindern in Neuwied, die eifrig gesammelt hatten, „um der Mission etwas zu schenken"; 5.— von Schulkindern in Marklissa, durch Herrn P. Wieder erhalten; für Taufgeräte aus Dresden (siehe oben); 8,11 von den Kindern der Sonntagsschule in Herrnhut für Schreibmaterialien in den Schulen im Nyaßagebiet Deutsch-Ostafrikas.

Herzlichen Dank **Missionsverwaltung Herrnhut.**

Stanniol und Briefmarken gesammelt von den Schulkindern in Ebersdorf (Reuß) durch Schw Helene Erxleben; Liebesgaben von Frau Cyron in Pleß Mk. 1.25. — Für die Mission von Fabrikuhrmacher A. Adam in Freiberg Mk. 2.40.

Herzlichen Dank **Missionsbuchhandlung Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1912. 13. Jahrgang.

Auch Afrika soll für den Herrn Jesus gewonnen werden.

Ihr lieben kleinen und großen Missionsfreunde! Heute will ich Euch erzählen:

Wie das Evangelium in ein Land kommt, zu den Großen und den Kleinen.

Der Heiland hat bei seinem Abschied von der Erde seinen Jüngern gesagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und machet sie zu meinen Jüngern.

Darum gehen die Missionare aus und tragen die frohe Einladung Gottes hinaus in alle Welt. Aber freilich manches Land, in das sie gern gehen möchten, scheint verschlossen, uud niemand weiß einen Weg hinein zu finden, bis der liebe Gott selbst die Tür öffnet und seinen Boten Weg und Bahn bereitet.

So war es mit einem großen Teil Afrikas. Im Norden und Süden dieses Weltteils sind große schreckliche Wüsten — Ihr kennt doch die Sahara? — und wasserlose Einöden, und die Küsten im Westen und Osten waren ein gefährliches Fieberland und drohten jedem, der sie betrat, mit schwerer Krankheit oder schnellem Tode. Schon lange war das Evangelium im Süden Afrikas zu den Hottentotten oder Kaffern gekommen, aber das Innere dieses Weltteils war völlig unerreichbar, ja man wußte kaum etwas von all diesen Ländern. Ich erinnre mich noch an die Erdkunde, in der ich als Knabe vor bald 50 Jahren zum ersten Mal die Karte von Afrika vor mir sah. Wie sah sie so ganz anders aus als alle übrigen Karten! Da gab es keine Halbinseln zu lernen, wie es deren in Europa so viele gab; nur wenig einzelne Länder hie und da, über die lang gestreckten Küsten verstreut, einzelne wenige große Flüsse; wie schnell waren wir mit Afrika fertig! Es war der Erdteil, den die faulen Schüler der Klasse am liebsten hatten, denn von Afrika wußte der Lehrer am allerwenigsten. Und so war es schon seit vielen hundert, ja wohl gar tausend Jahren gewesen. Niemand war in das Herz Afrikas vorgedrungen! — Bis der liebe Gott, der auch dieses Land und alles, was darinnen ist, geschaffen hat, endlich auch die Tore Afrikas aufschloß und seinen Boten mit einemmal den Weg in die unbekannte Welt bahnte. Das hat er während der letzten 50 Jahre getan, und das haben wir, eure Väter und Mütter erlebt.

Nehmt euern Atlas zur Hand und seht euch an. wie die Karte von Afrika heute aussieht! Name an Name! Große Seen und mächtige Gebirge, aber noch mehr: Hunderte von großen und kleinen Völkern und Volksstämmen mit ebensovielen verschiedenen Sprachen tauchen vor uns auf, und es ist als ob der Heiland wieder seine Hand ausstreckte und sagte: Gehet hin, gehet jetzt auch nach Afrika, und macht die schwarzen Völker dieses Weltteils zu meinen Jüngern! — Wollen wir nicht seinem Befehl folgen? — Ja, wir wollen es! — Während Ihr hier in der Heimat

ganz ruhig täglich euern Weg in die Schule geht, dringen die Boten Gottes von Jahr zu Jahr immer weiter vor von einem Volk zum andern und läuft das Evangelium heut durch die weiten Länder Afrikas.

* * *

Zuerst freilich ging der Lauf des Wortes Gottes nur langsam. Afrika ist ein Land ohne Straßen und Wege, ohne Wagen und Pferde! Da mußten die Missionare auf den schmalen Fußwegen, die durch die weiten Wälder, die schattenlosen Steppen oder über wilde Gebirge führten, Schritt vor Schritt wandern 10, 20, 50 und mehr Tagereisen weit. Aber sie haben die Mühe nicht gescheut. Auf ihrer Wanderung fanden sie hier und da Gegenden voll Menschen, und hier schlugen sie ihre Wohnstätte auf, hier lernten sie in langen, mühseligen Jahren die fremde Sprache der Leute, und heute gibt es schon eine große Zahl von Missionsstationen über ganz Afrika zerstreut. Unsre Brüdergemeine hat allein sechzehn solcher mitten in den Wildnissen Inner-Afrikas! Da tönt in fünf verschiedenen Sprachen das Evangelium von der Liebe Gottes und mehr als Tausend dieser schwarzen Einwohner Afrikas sind heut schon Jünger des Herrn Jesu, ja viele von ihnen gehen wieder aus ihrer Heimat in die weiten Landschaften ringsum und erzählen ihren Landsleuten, was Gott an uns Menschen getan hat und daß er auch sie selig machen will. —

* * *

Und was sehen wir auf dem ersten Bilde? Das sieht ja aus wie ein Schienenstrang! Ja, so bahnt sich heut selbst die Eisenbahn ihren Weg hinein in das Herz Afrikas. Während ich dies schreibe, rückt das Bahngeleise immer näher auf eine der großen Städte tief im Innern des Landes zu, nach **Tabora**. Da seht Ihr die schwarzen Afrikaner an der Arbeit. Mitten durch den lichten Wald haben sie einen Durchhau gemacht, die ersten Schwellen sind gelegt, bald wird der Zug ruhig und sicher durch die weiten Länder fahren; und wo man bis jetzt 40 bis 50 Tagereisen zu Fuß wandern oder auf einem kleinen afrikanischen Esel reiten mußte, kann man bald in zwei oder drei Tagen gemächlich mit der Eisenbahn Tabora erreichen! Was werden die Leute für verwunderte Gesichter machen, wenn die erste Lokomotive mit dem ersten Zug, von der fernen Küste herkommend, in Tabora einfährt! Sie haben ja nie eine Eisenbahn gesehen! Viele werden vor Schrecken weglaufen oder sich hinter den Bäumen und Büschen verstecken, in Angst, ob das Untier, das so stöhnt und keucht, sie etwa verfolgt. Sicher werden sie es zuerst für einen kleinen Elephanten oder ein junges Kiboko, ein Nilpferd, halten. Die Klügsten aber — und die schwarzen Afrikaner sind viel klüger, als wir manchmal denken, — werden bald merken, daß das Untier ja nur auf den Schienen laufen kann, und daß es überhaupt nur läuft, wenn es erst Holz, Wasser und Feuer gegessen hat. Da bekommen sie schon mehr Mut und schließlich werden sie alle sich auch gern einmal von dem Rädertier ziehen lassen wollen.



Bahnarbeiter auf der Strecke Daressalam-Tabora in Deutsch-Ostafrika.

* * *

Die kleine Gruppe von Männern auf unserm zweiten Bild aber hat keine Angst mehr vor der Eisenbahn. „Nein“, werden sie den andern sagen, „wenn wir nicht den Weg gegraben hätten, könnte das eiserne Tier gar nicht laufen.“ Was aber ist es, das diese schwarzen Bahnarbeiter so interessiert? Seht, wie aufmerksam sie hier kauern, lauschen, fragen? Das muß etwas sein noch größer und noch wunderbarer als selbst die Eisenbahn! Das ist die **neue große, frohe Botschaft, die der Missionar ihnen heute in ihrer Sprache erzählt.** — Unsre Missionare auf den Stationen im Innern Deutsch-Ostafrikas haben einen aus ihrer Mitte zu den Hunderten und Tausenden von Bahnarbeitern an die neue Bahnlinie geschickt. Er hat sich dort ein Häuschen gebaut, und wo er nur kann, zumal am Sonntag, wenn die Arbeit ruht, oder am Feierabend, geht er zu ihnen und richtet ihnen die Botschaft Gottes aus. Mancher hört sie, aber er denkt: „Das ist nichts für mich, das ist sicher nur für die weißen Leute!“ Ein andrer aber denkt: „So etwas habe ich noch nie gehört! Ist das wahr, daß Gott auch an mich denkt?“ Und sein ganzes Herz freut sich! Ein dritter sagt: „Ja ich habe verstanden, was der sagt! Aber soll ich das Böse lassen? Das will

ich nicht.“ Und er wird weggehen! Seht, so fängt die Missionsarbeit an. Es ist wie der Heiland sagt: Ein Säemann geht aus zu säen, und der Same fällt hier auf harten Grund oder in die Dornen, und er vergeht! Aber wenn er auf gutes Land und in ein williges Herz fällt, da bringt er Frucht. — Und ich denke, Missionar Gaarde wird auch von seiner Säemannsarbeit unter den Bahnarbeitern noch manche Frucht ernten dürfen, und auch hier an der Eisenbahn in Zentral-Afrika wird der Herr Jesus Jünger finden, die an ihn glauben. —

* * *

Was aber ist das auf dem letzten Bilde für eine lustige kleine Gesellschaft? Fast möchte man denken es müßte eine Schule sein! Und doch sehen die Kinder aus, als wären sie nur gerade von der Straße aufgelesen! — So ist es auch wirklich. Diese neunzehn kleinen Burschen sind der erste Anfang unsrer Missionsschule in Tabora. Bruder Gaarde, der Bahnmissionar, ist mit den schwarzen Bahnarbeitern jetzt wirklich bis Tabora vorgerückt. Ganz in der Nähe der großen Stadt mit 40 bis 50000 schwarzen Einwohnern hat er sich eine neue Hütte gebaut, und während der Sonntag und die Abendstunden seinen Bahnarbeitern gehören, geht er oft am Tage hinein in die Straßen und auf den Markt der großen Stadt. Ich glaube gern, daß sein Herz bewegt war, als er hier die Tausende von Menschen sah, alles Heiden oder Mohammedaner, die wenig oder nichts von Gott wissen. Wo sich nur Gelegenheit bot, suchte er ihnen seine Botschaft auszurichten.

* * *

Und was den Großen, gilt es nicht auch den Kleinen? Hat der Heiland nicht gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen? Wie viele Tausend solcher Kinder sieht man auf all den Straßen der großen Stadt herumlaufen. Sie wissen oft gar nicht, was sie den lieben langen Tag hindurch machen sollen. Da dachte Missionar Gaarde: ich will euch Schule halten. Schnell hat er ein Haus gemietet. Es sieht freilich ganz anders aus als eine ordentliche Schule, es hat nur ein liederliches Grasdach und nicht einmal ein paar Fenster! Dafür aber wird es drinnen, auch wenn die afrikanische Sonne noch so heiß brennt, hübsch kühl sein, und wenn sie nahe der Tür am Boden hocken, wird wohl noch gerade so viel Licht hinein fallen, daß alle Kinder die Buchstaben und Silben an der Lesetafel sehen können, und daß sie merken, ob ihre ersten Striche mit dem Schieferstift krumm oder gerade sind. Also ein Haus war da! Aber wo sind die Kinder?

Da ging Bruder Gaarde am Montag, den 20. November 1911, durch die engen Straßen der Nachbarschaft und erzählte überall, daß er morgen früh mit einer Schule für Knaben beginnen wolle. Viele Eltern sagten: „Das ist gut, wir werden unsre Kinder schicken.“ Aber als der Missionar Dienstag früh um acht Uhr bei dem Schulhaus war, war kein einziges Kind erschienen! Und als er aufs neue auf die Suche ausging, da lief das kleine Volk weg, als ob der „böse Mann“ käme oder die Lokomotive sie verfolgte!



Missionar Gaarde predigt den Bahnarbeitern in Deutsch-Ostafrika.

Da, endlich fand er einen kleinen Inder. Der bleibt stehen, ja noch mehr, er fragt, ob er in die Schule kommen darf. „Ja wohl“, sagte der Missionar,



Schule in Tabora.

„aber du mußt andere Jungen mitbringen.“ Bruder Gaarde hört auch bald von den Leuten, warum die Kinder so ängstlich weglaufen. Sie fürchten sich vor dem Fimbo, — dem Stock. Da kann er dann drei größeren Knaben, die ihm auch stille halten, sagen, daß er nicht gekommen ist, sie zu schlagen, sondern daß er sie lehren will. So versprechen sie zu kommen. —

Wieder ist der Morgen da, es ist Mittwoch früh, die Drei sind freilich noch nicht erschienen, aber der kleine Inder ist zur Stelle, und richtig, er hat wenigstens einen andern Knaben, seinen Freund, mitgebracht. Such ihn auf dem Bild, es ist der kleine Flügelmann zur Linken, und er hat seine Hand in die Hände seines Kameraden gelegt, als wollte er sagen: „Wir zwei, wir halten zusammen!“ Die erste Schule muß ihnen doch gefallen haben, und die andern Knaben haben wohl von draußen gemerkt, daß kein Fimbo zu fürchten ist. Am Donnerstag kamen schon fünf, und während der Schule guckte jetzt einer und dann wieder einer zur Tür hinein und wagte auf freundliche Aufforderung hin, sich zu den übrigen auf den Boden zu kauern. Als der Missionar am Ende der Schule ihre Namen aufschrieb, da waren es 14, am Freitag kamen 24, am Sonnabend gar 27! Ein paar blieben aber bald weg. Sie hatten gedacht, sie würden Poscho, Geld, bekommen dafür, daß sie so stille dasäßen und a, ma, ka, ba buchstabierten! Einige wollten auch gleich Rechnen oder gar Deutsch lernen! Da mußte Bruder Gaarde sagen: „Das machen wir später.“ Und nach einem Monat kann er schreiben: „Ich habe täglich etwa 20 Kinder. Sie sind zum großen Teil schon recht anhänglich. Zweimal in der Woche haben wir biblische Geschichte. Da erzähle ich ihnen, wie Gott die Welt geschaffen hat und vom Paradies. Manche der Kinder, die Mohammedaner sind, wissen schon etwas davon. Die größeren aber wollen keine Antwort geben, denn sie haben schon gelernt, die Christen und deren Lehrer zu verachten oder zu hassen. Morgen aber will ich eine kleine Weihnachtsfeier halten, und ich habe den Herrn gebeten, sie zu segnen.“ So schreibt er in seinem letzten Brief. — Und ich denke, viele von den Kindern werden noch einmal lernen, sich des Jesuskindes, das auch für sie geboren ist, herzlich zu freuen, und einer oder der andere, ich wünschte sie alle, werden noch einmal Jünger Jesu und selige Kinder Gottes werden!

Wir wollen den Herrn Jesus herzlich darum bitten. Und wollt Ihr lieben jungen und alten Leser helfen, daß das geschieht, so schickt mir eure kleinen oder großen Gaben, daß wir Tafeln und Schieferstifte, Fibeln und biblische Bilder kaufen für unsere lieben kleinen heidnischen oder mohammedanischen Freunde in Tabora.

Herrnhut, den 6. Februar 1912.

P. O. Hennig.

Missionsrätsel.

Als Missionare einst nach Grönland kamen,
Und zwischen eis'gen Fjorden Wohnung nahmen,
Ward ihnen kaum ein Willkommgruß zu teil:
Beim Volk war Mißgunst mehr als Wunsch nach Heil.
Ja, es galt recht, mit Widrigkeiten kämpfen,
Um Ausbrüche des Heidentums zu dämpfen.
Bekannt war's wohl, daß Gott der Höchste wär',
Doch ihm zu leben, ward dem Volk zu schwer.

Als aber eines Tags der Gottesbote
Den Leuten sagte, daß im Sündenkote
Wir Menschen wär'n verlor'n auf ew'ge Zeit,
Wenn Jesus nicht aus Liebe hülfsbereit
Die Straf' auf sich genommen und gestorben,
Wodurch er uns die Seligkeit erworben:
Da tönt' die Bitt' von Einem aus der Schar:
„O sag' mir noch einmal, wie dieses war!“

Des Fragers Namen nennt uns die Erzählung;
Man spürt bei ihm die göttliche Erwählung.
Die Kunde von des Heilands Liebesglut
Hat ihn bewältigt, und wie Frühlingsflut
Erwachte bald bei allen das Verlangen,
Den Herrn zu kennen und ihm anzuhangen.
Die Rätselantwort, wer der Erstling war,
Wird nach ein wenig Forschens Euch wohl klar?

E. Th. D.

Quittung.

Für die Heidenmission: Marken und Staniol, sowie Mk. 7.50 aus der Schulmissionsbüchse in Friesenhausen, durch Br. H. Jannasch, Stuttgart; 3.— von einer Diakonisse in Stuttgart durch Frau Wiesenauer erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1912. 13. Jahrgang.

Fromme Hottentottenkinder.

In einem Bericht aus der Gemeine Elim in Südafrika wird folgender schöner Zug aus dem Leben eines Kindes erzählt, der auch deutsche Kinder daran mahnen möchte, daß sie fromm leben sollen, damit sie auch als fromme Kinder sterben können. Seht, wir gedenken ja in diesen Wochen des Leidens und Sterbens unsers Heilandes. Ach, da gebt doch diesem Heiland, der auch aus Liebe zu euch Kindern so viel litt, euer Herz, damit ihr mit seiner Hilfe und in seiner Kraft fromm leben könnt, um dann einmal auch als fromme Kinder zu sterben. Und nun unsere Geschichte!

Im September 1910 herrschte kaltes, regnerisches Wetter. Da ging eine Frau Holz holen. Weil sie erschöpft war und Nässe und Kälte ihr zugesetzt hatten, konnte sie des Abends ihre Wohnung in Elim nicht mehr erreichen. Männer gingen aus, um sie zu suchen, fanden sie aber in der Dunkelheit nicht, sondern erst am andern Morgen und da — war sie nicht mehr am Leben, sondern vor Erschöpfung gestorben!

Aber auch zwei Kinder, die Kapblumen gepflückt hatten und den ganzen Tag im Freien gewesen waren, hätte beim Nachhausegehen beinahe das gleiche Schicksal ereilt. Auch sie konnten vor Erschöpfung und Kälte nicht mehr weiter und beschlossen, die Nacht im Freien zuzubringen. Hinter einem kleinen Busch saßen sie zusammengekauert. Kein Wunder, daß ihr Vater zu Haus unruhig wurde. Und er ging aus Suchen. Obgleich die Dunkelheit stark war, sah er doch bei einem Busch etwas sich bewegen, ging dorthin und — erkannte seine Kinder. Der Junge konnte nicht mehr sprechen, das ältere Mädchen dagegen vermochte dem Vater den Hergang der Sache noch zu erzählen. Und was berichtete sie? Sie erzählte, daß sie vor dem Einschlafen noch Abendsegen gehalten und dabei den Vers gesungen hätten, der von der Dankbarkeit gegen den Heiland handelt, der so viel für uns getan hat:

Wie dank ichs ihm nun,
Was soll ich ihm tun?
O, daß ihm zu Ehr'n
All meine Blutströpflein geheiliget wär'n!

Dann hätten sie sich schlafen gelegt, um am Morgen nach Haus zu gehen. Schreck und Freude erfüllten des Vaters Herz. Sofort nahm er den fast leblosen Jungen auf den Rücken und führte das Mädchen an der Hand. Hätte er sie nicht gefunden, so wären die Kinder sicher zum letzten Schlaf eingeschlummert, denn es war bitter kalt und der Regen hielt fast die ganze Nacht hindurch an. Da die Kinder so fromm waren, wäre ihr Ende gewiß ein seliges gewesen. Welch großer Segen für Kinder, in einer christlichen Luft aufzuwachsen! Und das ist in Elim bei vielen Kindern der Fall. So schließt der Missionar, Br. Lemmerz, die Erzählung. Wie aber steht es in Deutschland?

Zum großen Bilde.

Was sind das für lustige Kinder auf dem großen Bilde! Der Indianerbursche, wie er leibt und lebt, das Indianer-Mädchen, wie man es sich nicht besser vorstellen kann! Hübsche Gesichter, nicht wahr? Aber, wie es besonders das Haar verrät, ohne viel Zucht und Ordnung, jedenfalls nicht gehindert durch die engen und oft etwas lästigen Sitten, die die Menschen in Europa ersonnen haben. Das Gradesitzen in der Schule, das höfliche Ausweichen und Grüßen, wenn ein älterer Herr oder eine Dame vorbeigeht, das manierliche Essen mit Messer und Gabel und was dergleichen Dinge mehr sind. Auch noch nicht viel Schulzwang und noch kein Wissensdrang, Buchstabieren und Lautieren, Rechnen und Auswendiglernen. Wir sinds zufrieden, daß sie alle — diese urwüchsigen Indianerkinder mitsamt ihren beiden Müttern — durchaus genügend bekleidet sind, ja sogar ganz modische, umfangreiche Hüte in Händen halten, die sie freilich in den Händen wohl lieber haben, als auf dem Kopfe.



Wulwa-Indianer vom Stamm der Sumus in Nikaragua.

Die Indianer, die wir im Bilde sehen, gehören dem Stamm der Sumus an, die im Bereich unsrer Missionsstationen Quamwatla und Karawalla wohnen. Sie haben daher allem Anschein nach schon mancherlei vom Einfluß des Christentums an sich zu spüren bekommen.

Was treiben Indianerkinder in Nikaragua?

Knaben und Mädchen dieser Indianer führen ein wildes, ungezügeltes Leben, vollends diejenigen, die nicht auf Missionsstationen wohnen. Ihre Häuser sind nur insoweit ihr Heim, als sie zur Nachtzeit in ihnen schlafen und wenn es regnet, sich in ihren Schutz flüchten. Tagsüber leben sie außerhalb des Hauses, im Freien. Die Gärten dieser Indianerfamilien liegen oft ein gut Stück vom Dorf, nicht selten eine oder mehrere Stunden weit; und haben die Mütter dort etwas zu tun, so begleiten sie ihre größeren Kinder meist zu Fuß oder im Boot dorthin. Diese Boote oder Kanus sind sorgfältig gemacht aus einem großen Baumstamm. Das gewährt ihnen Vergnügen. Aber die Kinder, wenigstens die Mädchen, haben auf dem Heimweg ihre harte Arbeit; sie müssen nämlich ganze Ladungen von Früchten, Kassava (Wurzeln) und Bananen, oder Feuerholz schleppen. Wenn das Mädchen zwölf Jahre alt ist, nimmt es an Ausübung aller Haushaltpflichten teil. So muß es im Bach die Wäsche waschen, Kassava und süße Kartoffeln kochen. Das geschieht in einem eisernen Topf auf dem offenen Feuer. Ferner muß sie ihre Kleider nähen, wobei ihr etwa eine amerikanische Handnähmaschine hilfreiche Dienste leistet. Sie muß ein Stückchen Gartenland besorgen und deren Ernte auf dem Rücken nach Hause tragen, ja auch ihr gut Teil Arbeit tun, wenn ein Haus, wie das auf dem Bilde sichtbare, aus Palmblättern gebaut wird.

Gleichzeitig hat auch der Knabe eine ganze Menge Dinge gelernt. Er kann mit dem Lasso, dem Fangseil, Ponies und Kühe einfangen, kann die Famile mit dem nötigen Vorrat von Fisch versorgen, er hat gelernt die Kühe auf der Savannah, wo sie sich frei tummeln und weiden, aufzupassen und zu behandeln, er versteht eine verloren gegangene Kuh zu finden und sie nach Hause zu bringen, auch melken kann er. Er kann ein Kanu mit den Paddeln oder mit dem Segel fortbringen, er braucht schon recht geschickt Axt und Buschmesser und hat seine Augen geübt und sein Gesicht geschärft, um in der Luft oder im Wasser oder am Erdboden alle möglichen Sorten von Wild zu erspähen und dann mit dem Pfeil zu erlegen, wie unser Bild das zeigt.

Kleine Burschen und Mädchen gehen meist ihre eigenen Wege und sind sehr wenig unter Aufsicht. Und wenn die Mutter auch sähe, daß sie etwas unrechtes tun, sie wäre in den meisten Fällen zu schwach, um das Kind viel zu ermahnen. Frägt man sie, wie sie denn das und jenes ungerügt und ungestraft durchgehen lassen könne, so ist die Antwort: „Ich habe mein Kind zu lieb, als daß ich es zurechtweisen könnte." Sie redet ja auch ihren Sohn mit „Massaki" an, was wohl entstanden ist aus dem englischen Worte master und das heißt zu deutsch „kleiner Herr"! Nun denkt euch einmal, welche Torheit das wäre, wenn man in Deutschland kleine Burschen, statt sie zu erziehen, „Herrchen" nennen wollte! Da blieben ja alle Kinder so ungehorsam, wie sie von Natur sind. Ach, es fängt ohnehin in Deutschland schon an, die gute Zucht und Unterordnung unter Vater und Mutter und Lehrer zu schwinden. Nicht wahr, bei euch Lesern nicht?

Es nimmt nach dem Gesagten nicht wunder, daß die kleinen Indianer die Schule als eine harte Einrichtung ansehen und empfinden und in ihre Ordnungen sich nur schlecht fügen können. Unsere Missionare müssen jedes Hilfsmittel anwenden, um die Aufmerksamkeit wach zu erhalten. Um so dankbarer müssen wir sein, daß doch auf den Stationen der Mission eine große Menge Indianer das Lesen und Schreiben und auch allerhand Rechenkünste, auch Singen gelernt hat und viele alte und junge Indianer selber ihre Bibel lesen und die Lieder in ihrem Gesangbuch singen können.

Auch Sonntagsschulen werden gehalten, und in diesen werden große biblische Bilder gezeigt und erklärt. Ja an manchen Orten muß man selbst noch in den Predigten solche Bilder zu Hilfe nehmen, um das geredete Wort zu erklären; denn, wenn die Missionare auch so einfach wie möglich zu reden sich bemühen, so sind sie doch für die Hilfe, die solche Bilder bei der Veranschaulichung des Textes leisten, sehr dankbar.



Indianerknaben in Nikaragua.

Viele Indianer sind jetzt schon Christen geworden. Allein in Nikaragua gehören rund 6000 zu unserer Kirche.

Aber Sünde gibt es auch unter diesen noch. Das wird jeder verstehen, der sein eigenes Herz kennt. Sünde macht ihnen ganz besonders zu schaffen in der Zeit, nachdem sie die Schule verlassen haben. Das ist ja in Deutschland auch vielfach so. Was für viel größere Versuchungen treten aber an einen Burschen und ein Mädchen heran, welches inmitten heidnischer oder erst halbchristlicher Umgebung lebt, wie dies bei den Indianern doch der Fall ist! Mit vierzehn Jahren verläßt der Bursche das Haus und geht aus, um Geld zu verdienen. Da tut er leichte Arbeit in Holzschlägen oder in den Minen, den Goldfeldern. Oft ist er monatelang von Hause abwesend. Und in dieser Zeit da treten böse Versuchungen an ihn heran; z. B. solche, wie die, die uns von dem Jüngling Joseph in der Bibel erzählt werden. Aber es gibt Gott sei Dank auch Jünglinge und Jungfrauen, die ein unbescholtenes Leben führen, und an denen dann das Gotteswort zur Wahrheit wird: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben."

Denken wir in dieser Zeit, da bei uns so viele Kinder konfirmiert werden und dann ins Leben hinaustreten, all derer, die in diesen Jahren, vom vierzehnten bis zwanzigsten Lebensjahr, stehen, hier in der Christenheit und drüben in der Heidenwelt! Gottes Gnade sei ihnen Schutz und Halt und Kraft und Leben!

Von Leh nach Kyelang,

eine Hochgebirgsreise im höchsten Gebirge der Welt.

Von Gertrud Reichel, Leh.

(Fortsetzung von Seite 8.)

4. Der erste Paßübergang.

Anderen Tages galt es den ersten Paß, den Tag-lang zu überschreiten. Der Weg stieg erst ganz allmählich an und ging immer am Bache entlang. Auf den Wiesen blühten Primeln, Anemonen und Vergißmeinnicht; ab und zu zeigte sich ein Murmeltier, das aufrecht stehend, uns vergnügt anpipste. Es ging jedoch höher und höher hinauf. Wie gern hätten wir gefrühstückt. Doch hatte ich die Satteltasche mit unsrer Tagesration verloren. Also hieß es, hungrig den steilen Paß hinaufreiten. Zuerst war der Weg recht schön breit, wenn auch sehr steil; dann ritten wir lange auf schmalem Pfade; schließlich über Schutthalden auf ausgetretenen Wegen; zuletzt über große Schneefelder, auf denen der Schnee wie Riesenzuckerhüte sich aufgetürmt hatte. So ging es fort bis zu einer Höhe von 5640 m = 16000 Fuß. Dort stand auf dem höchsten Punkte, wie in den Alpen wohl das Muttergottesbild, so hier der Lato, eine hohe Stange mit vielen bunten Gebetsfähnlein geziert. Hier zieht der Buddhist die Mütze und verneigt sich. Eine wundervolle Aussicht auf mindestens zehn der Ladaker Schneeketten, von der Sonne hell beschienen, hatten wir beim Umschauen vor uns. In unmittelbarer Nähe die Riesenspitzen des Passes selbst, und aus weiter Ferne grüßte der große Salzsee. Vor lauter Staunen und Bewunderung hatte man garnicht Zeit nachzudenken, ob man Kopfweh oder Schwindel fühle. — Den Paß hinunter gingen wir zu Fuß, lange Zeit noch im Schnee, der schon recht weich wurde.

5. Die Rup-schu-Ebene.

Dann stiegen wir ganz allmählich auf eine Hochebene hinab, genannt die Rup-schu-Ebene. Unendlich weit dehnte sie sich vor unsern Blicken aus, an beiden Rändern von Bergen umsäumt. Stundenlang kann man hier reiten, und es bietet sich einem dasselbe Bild dar, die Ebene, mit niedrigem Gras und Ginster bedeckt und ihre weit abgerückte Einfassung. Eine Gebetsmauer und mehrere Tschor-ten zeigten uns den Lagerplatz De-bring-ma an.

Die Nomaden, die wir hier erwartet hatten, waren noch nicht bis an die Stelle gezogen. Doch wir trafen einige Baltis, die uns gegen ein Trinkgeld freundlich Wasser und Mehl reichten. Noch ein sehr langes Stück über die Ebene hin mußten wir zurücklegen, ehe wir die ersten schwarzen Punkte an einer vorgerückten Bergwand erblickten, die Zelte der Nomaden, wohl 40 an der Zahl. Ringsum wimmelte es von tausenden ihrer Schafe und Jacks. In einer Höhe, die die des Mont-Blanc übertrifft, schlugen wir unsere Zelte auf und brauten zuerst einen Tee. Unser Gepäck kam auch bald nach; die Besitzer der Lastpferde wurden ausgezahlt, denn von nun an trugen Jacks unsere Sachen. (Forts. folgt.)

Rätsel.

a c e e e e g h h i l m o o o p r r r s s s s t t u u.

Aus obigen 27 Buchstaben lassen sich sechs Wörter bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben die Namen von zwei Aposteln nennen.

1. Eine schlimme Krankheit.
2. Ein Knabenname.
3. Eine deutsche Kolonie in Afrika.
4. Eine europäische Hauptstadt.
5. Ein Mädchenname.
6. Eine Zahl.

Einige Hausdorfer Sonntagsschulkinder.

Quittung.

1 Paket Stanniol gesammelt von Lilette Ehrhardt, Straßburg i. Els., und Mk. 10.— von der vierten Stube der Knabenanstalt Neuwied zum Besten unserer Mission richtig erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichstem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1912. 13. Jahrgang.

„Kleinwelka" in Suriname.

(Nachdruck verboten.)

1. Was ist „Kleinwelka" in Suriname?

„Kleinwelka" in Suriname? Das ist ja geradezu ein Geographie-Rätsel. Nicht wahr? Wer etwas sächsische Erdkunde im Kopfe hat, der verlegt die Brüdergemeine Kleinwelka in die Nähe der schönen Stadt Bautzen, nicht aber übers Weltmeer hinüber nach Suriname und damit nach Südamerika. Gelt? Ja, dies „Kleinwelka", das wir heut meinen, ist kein Ort, sondern eine Erziehungsanstalt. Warum aber in aller Welt hat man ein Institut nach diesem sächsischen Ort genannt? Die Antwort ist die: In dem wirklichen Kleinwelka, da werden die Kinder unserer Missionare erzogen. Die kommen dazu von weither, aus Nord und Süd. In Paramaribo, der Hauptstadt Surinames gilt es die Kinder der farbigen Evangelisten, die da und dort im Land, an den Strömen im Innern und im Urwald, auf einsamen Posten stehen und Gottes Wort verkündigen, ebenfalls zu erziehen. Also wird in jener Anstalt in Paramaribo eine sehr ähnliche Aufgabe gelöst, wie in den heimatlichen sächsischen Anstalten, und darum hat man jenes Surinamer Institut kurzerhand „Kleinwelka" genannt.

Von diesem Institut und seinen lustigen farbigen Bewohnern hören wir heut. Denkt Euch, wie es dazu gekommen ist! Die Leiterin dieses „Kleinwelka", Schw. Voullaire, war früher Lehrerin in unserer Mädchenanstalt in Gnadenberg in Schlesien und ist darum noch sehr anhänglich an dieses Institut. Das weiß man in Gnadenberg, und darum haben sich die jetzt dort weilenden Kinder aufgemacht, haben ihr eine Gabe geschickt und einen schönen Brief dazu geschrieben, und zum Dank dafür erzählte ihnen nun Schw. Voullaire allerlei Lustiges und Ernstes aus ihrer Arbeit. Und wir alle sind dankbar, daß wir davon nun auch etwas hören können; denn so können auch wir jener Kinder und ihrer Pflegemutter gedenken. Nicht wahr, das wollen wir tun, auch so z. B. des Abends, wenn wir unsere Kniee beugen vor dem großen Kinderfreund, der auch die schwarzen und braunen Burschen und Mädchen als seine Schäflein in seine Hürden sammeln will. Und nun hören wir von diesen Buben und Mädchen!

2. Tun und Treiben der Kinder in „Kleinwelka".

a. Der Morgen und der Vormittag.

„Kommt mit durchs große Gartentor, und Ihr seht schon bald unser „Kleinwelka" durch das Grün der Bäume lugen. Die Sonne bestrahlt so grell die bunten Farben des Hauses: Grün, rot, weiß, braun, daß man unwillkürlich glaubt die Wände lachen und scherzen zu hören. Es wäre auch kein Wunder, denn es ist Schulzeit; die Kinder sind alle fort; kommen sie erst wieder hereingestürmt, dann über-

tönen ihre Stimmen, das Kinderlachen und -lärmen alles andere. Ja die Wände würden dann womöglich gern einmal finster dreinschauen oder gar dazwischen fahren und Ruhe gebieten. Sie sind nicht mehr so jung und haben bessere Zeiten erlebt, wo nur einige alte Neunen (Kinderwärterinnen) sich heimisch bei ihnen machten. Nun sollen sie dreizehn und mehr Leutchen täglich beherbergen!



„Kleinwelka" in Paramaribo (Suriname). Schwester Voullaire in der Mitte.

Und was für Leutchen!? Da gibts schwarze, braune, gelbe, alle mit krausem Haar und übermütigen schwarzen Augen! Schonungslos würden sie Tisch und Wände beschmieren, rücksichtslos die Klinken und Schlösser zerbrechen, wenn nicht Aufsicht da wäre, die mit Geduld, Liebe, aber auch großer Strenge ihnen das austriebe.

Setzt Euch mal auf den grün und rot gestrichenen Holzschemel und horcht, was die Wände erzählen!

Wenn die ersten Sonnenstrahlen noch kaum in unsere Fenster scheinen, da trippeln schon die vielen bloßen Füßchen die Treppe hinunter, und es dauert nicht lang, dann kommen auch die Jungen aus dem Nachbarhaus angelaufen.

Dreizehn kleine Becken werden am Brunnen mit Wasser gefüllt. Und noch ehe die richtige Wäsche vorgenommen wird, kommen die Zähne an die Reihe. Den Wert der Zeit kennt man in Suriname nicht. Würde nicht vom Missionshaus aus getrieben, so würden weder die Kinder, noch die „Stütze" Rosalina je fertig werden. Immer bürsten und reiben sie noch an den schönen Zähnen herum, in hockender Stellung und mit vielen eingeschobenen Unterhaltungen.

Aber endlich verschwinden doch die Nachtgewänder, und die Kleider werden angezogen. Bei den Jungen ist es ein einziges Stück, Hose und Leibchen aneinander hängend. Die Mädchen tragen etwas ähnliches, mit einem Hänger darüber. Dem bequemen Tropenkinde sind aber die wenigen Knöpfe noch viel zu viel Arbeit.

Und nun gehts an die Erfüllung der täglichen Pflichten, an die „Aemter": Feuermachen, Kakaokochen, Tischdecken, Kehren, Staubwischen, Platzreinigen! Wenn irgend möglich wird es husch-husch besorgt, denn die unbarmherzige Glocke läutet um 7 Uhr zum Morgensegen, der im Missionshaus gehalten wird und vor dem fertig gefrühstückt sein muß. Beim Essen urteile nicht zu scharf über die Manieren der Kleinen. Dankt vielmehr Eurer Mutter, daß sie Euch Anstand lehrte.

Nun hören wir Wände die schönen Lieder erklingen, mit denen sie Gott loben und preisen. Leider singen oft nur die Kehlen, nicht das Herz. Sonst würden sie in anderer Stimmung wieder bei uns einkehren und nicht gleich zanken, streiten oder gar sich schlagen! Missi Rosalina hat zuweilen ein Stöckchen nötig, um Unwillige zur Pflicht zu rufen oder Zornige zu besänftigen.

Um 8 Uhr beginnt die Schule. Und Ihr glaubt mit Recht, daß die Kinder sich regen werden, denn die Schule liegt in einer ganz anderen Gegend der Stadt. O bewahre! Wenn da nicht alle Tage gedrängt und geschoben würde und die Polizei nicht auf der Straße noch mithilfe, so kämen die Letzten um 9 Uhr noch nicht fort. „Eile mit Weile" heißt es in Suriname überall; und in der Beziehung sind dem Farbigen die Weißen mit ihrer fatalen Pünktlichkeit recht zuwider.

b. Der Mittag und der Nachmittag.

Beim Nachhausegehen um 12 Uhr ist es anders, denn da treiben die hungrigen Magen. Der Teller Bananen oder Reis mit etwas Salzfleisch, Fisch und Gemüse wird mit Wonne begrüßt. Und Berge von diesen guten Dingen verschwinden! Eure Schüsseln würden nicht hinreichen, um diesen Vorrat, den ein Magen hier braucht, aufzunehmen. Ob nicht schon ganz zeitig der Magen des Neger-Babys ausgeweitet wird durch den dicken Bananenbrei, mit dem die Mütter buchstäblich ihre Kinder nudeln? Wir glauben es sicher. Nach jeder Mahlzeit werden die blanken Zähne wieder gereinigt, was auch selten ohne Spielereien mit dem Wasser, ohne gegenseitiges Be-

spritzen usw. abgeht. Aber das sehen wir Surinamer Wände nicht alles, denn das halbe Leben spielt sich hier im Freien, in Hof und Garten ab. Die Türen und Fenster stehen zwar weit offen, und das Getöse und Gelärme tönt gerade genug zu uns hinein, aber es kommt eben von draußen und nicht aus unserer nächsten Nähe.

Nachmittags wird unter den Manja- und Guababäumen Nähschule gehalten, und wem etwa einmal eine reife Frucht vom Baume in den Schooß fällt, der wird von Allen beneidet. Die Jungen putzen währenddem die Schuhe oder schöpfen Wasser. (Schuhe werden nur in Kirche und Schule getragen). Dann nimmt jedes Kind ein Bad, und da tönt wieder das muntere Lachen und Schwatzen und Spielen vom Garten her zu uns herein.

Ab und zu wird auch ein Sünderlein zu uns in die Stube gebracht und muß am Tisch Strafarbeiten machen oder nähen. Wir sollen wohl eigentlich nicht klatschen, aber Ihr, übers Weltmeer, werdet es uns nicht nachtragen! Denkt Euch, der kleine Negermund zieht sich, wenn er gestraft wird, zuweilen zu einer häßlichen, langen Schnute zusammen, die großen, kugeligen Augen sprühen Feuer vor Zorn, und trotzige Worte sprudeln nur so aus dem überfüllten Herzen hervor, ja, der kleine, bloße Fuß stampft leidenschaftlich auf und Hefte und Nählappen werden über Tisch und Boden gefledert, bis plötzlich jemand erscheint und dem allen ein jähes Ende macht. Dann legen sich die Zorneswellen vor Schreck, und Tränen fließen; das kleine Menschenkind besinnt sich. Ihr seht das Negerlein ist leicht erregt, aber auch sehr bald wieder beruhigt. Jeder Sturm bleibt an der Oberfläche, es sei Zorn oder Freude. Drum ist es schwer, in die Tiefe zu blicken und in des Herzens Falten zu schauen. Noch schwerer, den guten Samen so auszustreuen, daß er ein feines Plätzlein findet, wo er gehütet wird und wachsen kann. Aber Gottes Auge sieht tiefer drein und Gottes Finger weiß die Saite zu rühren, die am empfänglichsten ist! Ihm seien diese jungen Seelen anempfohlen!

c. Die Abende.

Um 6 Uhr wird wieder Kakao getrunken, wozu Jedes ein Brötchen bekommt mit einer kleinen Zutat, wie Käse, getrockneten Fisch oder Obst. Dann kommt das gemütlichste Stündchen, wo die kleinen mit ihren nie stille stehenden Plappermäulchen zu Bette gehn, und nur die Großen bei der Lampe um den Tisch sitzen. Freitags wird gespielt, Sonnabends gehn sie in die Singstunde, an allen andern Abenden ist „stille Freizeit".

Da blicken wir Wände schmunzelnd auf unsere kleine Schar hinunter. Seht wie die Buben, wie kleine Schneidergesellen, emsig die Nadel schwingen! Mit wundervollen, bunten Wollfäden machen sie Tintenwischer, Anfasser, Nadelkissen usw. für die Eltern, Geschenke, die man zuhause noch nie so schön erblickte und die man sich zu schätzen weiß. Und dann erst die Mädchen! wie stricken und häkeln sie! Die Kleine dort übt sich, sie lernt bei ihrer Nachbarin, mit zwei Griffeln, den ersten Strickstich. Nadeln gibt's erst, wenn sie etwas kann, denn das kleine schwarze Mädchen ist recht liederlich und verliert ohne Zweifel jede Nadel, wenn nicht wenigstens ein Stück Strumpf schon daran hängt.



Geschwister Th. Wenzel. Ein Dorf in der Nähe von Paramaribo.

Und wenn gar vorgelesen wird, dann werden die Gesichter immer netter. Früher konnten sie fast nicht horchen, es fehlte Interesse und Verständnis, durch Uebung ist das ganz anders geworden. Man braucht nicht nur Babygeschichten zu lesen, nein Bücher wie: „Unverstanden", „Allein in London", „St. Winfried" usw. werden mit großer Begeisterung gehört. Man merkt am Ausdruck der Gesichter, manchmal auch am Fallenlassen einer Arbeit, daß das Herz bei der Geschichte ist. Die oberflächlichen Gemüter werden gerüttelt und geschüttelt; Eindrücke erwachen, von denen sie keine Ahnung hatten, der Gesichtskreis erweitert sich, und hie und da entsteht der Wunsch, auch so treu und fromm wie dieser oder jener kleine Held zu werden. Eine kleine Lügnerin versuchte es einmal, auch tapfer die Wahrheit zu sagen, wie der Freund im Buche; und die Liebe Gottes, die schon so oft vergeblich jenem harten Herzen angepriesen wurde, dringt beim Hören einer ergreifenden Geschichte langsam, aber sicher ein und weckt ein Sehnen und Suchen nach etwas Höherem, Edelen.

Ja, wir Wände, beobachten so manches und möchten oft bis über den Ozean unsre Eindrücke wiedergeben, um Euch immer mehr anzuspornen, Ihr lieben Freunde, unsere Schar auf betenden Herzen zu tragen. Und wenn Ihr hier oder da Gelegenheit habt, ein Scherflein beizutragen zur großen Arbeit für den himmlischen Vater, dann tut es ohne Seufzen und mit Gebet! Er wird Euch belohnen und auf Eure ernstliche Bitte hin noch manche Kinderseele an sich ziehn und neu beleben!"

Von Leh nach Kyelang,

eine Hochgebirgsreise im höchsten Gebirge der Welt.

Von Gertrud Reichel in Leh.

(Fortsetzung von Seite 16.)

Bald sammelte sich eine Truppe Spielleute um unser Zelt und trommelten und pfiffen darauf los, wozu sich kleine Mädelchen im Tanze drehten. Die Rupschuer Nomaden ziehen in bestimmten Gemeinschaften herum, hier und dort, wo sie Weide finden, schlagen sie ihre Yackhaarzelte auf. Sie sind Herdenbesitzer und tauschen ihre Wolle und Butter für Getreide und Tee ein. Was sie an Kleidung brauchen, weben sie selbst. Die Frauen besorgen den Haushalt und das Melken, sie sehen reich gekleidet aus, haben viel Silber- und Türkisenschmuck.

Wir besuchten im Zelte des Schulzen dieses Wanderdorfes. Es war recht sauber darin. Vom Eingang aus lief durch die Mitte des Hauses der Herd, vier Kochlöcher hintereinander; zum Abzug des Rauches hatte die Zeltdecke ein Loch. Der Hausaltar, mit den Götzen, Opferlämpchen und heiligen Büchern, stand hinten an der Wand. Rings an den Wänden waren Säcke und Truhen, mit Vorräten gefüllt, vor ihnen, zu beiden Seiten des niedrigen Herdes, lagen die Teppiche zum Sitzen und Schlafen der Bewohner. Die Hausfrau war anwesend, ein kleines Kind auf dem Schoße, das sich ruhig von mir auf den Arm nehmen ließ. Draußen auf einer Zeltstange steckte ein Yackschwanz als Schutzmacht gegen Krankheit und Not. Lustig war es am Abend, zu sehen, wie die Schafe und Yacks von den Bergen eingetrieben wurden, da kannte jedes unter all den tausenden sein Zelt und eilte ihm froh entgegen. Nun wurde gemolken, und wir bekamen frische, heißgekochte Yackmilch, die uns sehr wohl tat, denn es wurde bitter kalt zur Nacht. Am folgenden Morgen gedachten wir unsres Bruders im fernen Afrika (Br. H. Bauer in Rutenganio am Nyaßa), der seinen Geburtstag zum ersten Mal auf seinem Arbeitsfeld beging.

(Fortsetzung folgt).

Rätsel.

1	2
3	4

1 2 Eine Insel in Afrika.
1 3 Ein Erlaß des Sultans.
1 4 Ein Körperteil.
2 3 Eine Dichtung.
2 4 Eine Blume.
4 3 Andere Bezeichnung für Matrose.

Quittung.

Für die Mission 1 Päckchen Stanniol, gesammelt von Frl. Schelling und Frl. Lochmüller in Reutlingen mit herzlichem Dank erhalten.

„Die Geschäftsstelle."

Von der Elementarschule in Neuwied, durch Schw. A. Schmidt Mk. 5.—.

Herzlichen Dank Missionsverwaltung Herrnhut.

Dank.

Wir haben herzlich zu danken für Mk. 10.—, die uns von Schulkindern und Konfirmanden aus Marklissa durch P. Wieder zugekommen sind, und für Mk. 20.—, die uns P. P. Marx, Herrnhut, freundlichst übermittelte. Sie kommen von einer Schwester, der ein herzlicher Dank gesagt sei. Sie sind bestimmt zur Anschaffung biblischer Bilder auf der Mission, die ja, wovon wir in der Februar-Nummer von „Nord und Süd" erzählten, so viel Segen stiften können. Wir werden von der Verwendung dieses Geldes später in „Nord und Süd" berichten.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1912. 13. Jahrgang.

Von Leh nach Kyelang,

eine Hochgebirgsreise im höchsten Gebirge der Welt.

Von Gertrud Reichel in Leh.

(Fortsetzung von Seite 20.)

6. Das Zeltmißgeschick. Ritt durch den Fluß.

Beim Weitermarsch blieben wir immer noch auf dieser Hochebene, wo man wirklich einen ganzen Tagesritt weit sehen konnte, so flach ist sie. Wieder wimmelte es von Murmeltierchen und schwanzlosen Ratten, die aus ihren Erdbauten auftauchten. Das Frühstück wurde diesmal an einem großen See eingenommen; dieser hat sich hier gebildet, weil die Gletscherwasser keinen Abfluß haben. Laut schnatterten bunte Enten auf dem Wasser, wie kleine Fähnchen, schwarz-weiß-rot tauchten sie lustig auf und unter. Wir wollten Tee hier kochen, doch war das Wasser allzu schmutzig. Zum Glück barg die Feldflasche noch Milch; auch gab es gebratene Leber und Brot. Immer noch ritten wir auf der Hochfläche, die Schneeberge am Rande sahen ganz niedrig aus, in einer solchen Höhe befanden wir uns. An einer Stelle, wo einiges Grundwasser aus dem Boden tritt, war wieder ein Halteplatz erreicht, Kjang-tschu-tang.

Mitten in der Ebene blieben wir zur Nacht. Unser Zelt wurde aufgeschlagen und wir hatten uns drinnen hingesetzt, den Suppentopf auf dem Boden, die Tassen in der Hand, da erhob sich ein Wind, der nahm uns das Zelt wie ein Papierhütchen überm Kopfe weg und ließ uns und den Suppentopf auf dem Boden sitzen. Nun mußte das Zelt noch einmal errichtet werden, mit der Oeffnung nach einer anderen Richtung hin. Unser Brennmaterial war Jackmist, auch die knorrigen Aeste der ginsterartigen Staude. Die Lastjacks und Reitpferde trieb ein Hüter zur Nacht auf die Berge. Es war so kalt, daß am anderen Morgen rings um uns Reif lag und das Waschwasser gefroren war. Als die Pferde sich eingefunden hatten, konnte es weiter gehen. Ganz plötzlich in der neunten Stunde sahen wir uns an einem jähen Abhang der Ebene, über einem sich tief unter uns dahinschlängelnden Fluß, dessen anderes Ufer von wild zerklüfteten Sandsteingebilden umsäumt war. Zu dem Flusse mußten wir auf einem steilen Wege hinunterlaufen, um ihn weit unterhalb zu durchreiten. Nach diesem Flußarm gab es kurz darauf noch zwei andere Arme zu durchqueren, die alle drei vereinigt den Namen Sum-gjal führen. Der mittlere Arm war ziemlich reißend; man glaubte, das Pferd stehe still und werde wiegend vorwärts bewegt. Es ist ein sehr angenehmes Gefühl. Das Pferd ist vollkommen sicher im Wasser, das braust und rauscht und spritzt an Pferd und Reiter hoch.

Danach ging es im Tale des dritten Baches aufwärts zwischen duftenden Gebirgsblumen dahin. Immer enger traten die Felsen ins Tal hinein. Bei

einer ganz engen Stelle machten wir halt. An der einen Seite stieg eine kerzengrade, auf der anderen Seite eine nadelspitze Felswand empor, dazwischen wölbte sich stahlblauer Himmel. Der Sage nach soll hier der tibetische König, Ke-ssar, einst durchgeritten sein. Er und sein Pferd kamen hindurch, aber der Sattel nicht. Daher heißt die Stelle noch heute: Sta-schong, ga-mi-schong, d. h.: „Das Pferd kam durch, der Sattel nicht."



Schneekette bei Stog in der Nähe von Leh.

Als wir hier eine Weile gelagert hatten, zogen eine Menge Baltis vorbei, die von Simla kamen, wo sie den Winter über gearbeitet hatten. Jetzt brachten sie ihren Verdienst nach Hause, nach Baltistan zu den Ihren. — Es setzte sich auch ein indischer Fakir zu uns, ein noch junger Mensch mit wild um den Kopf gewundenem Haarknäuel. Er hatte sich die Füße wundgelaufen. Natürlich bettelte er uns an, nachdem er, der eigentlich keine Bedürfnisse haben soll, ein Pfeifchen geraucht hatte.

7. Abladen der Jacks. Drei Pässe. Wieder durch einen Fluß. Bis zur Lahuler Grenze.

Weiter ritten wir in diesem schönen Tale bergauf, bergab, zwischen grotesken Felsgebilden, von denen viele Wasserfälle zu Tale stürzten. In einer Erweiterung des Bachtales wurde das Zelt zur Nacht aufgerichtet, mitten in Steinen diesmal. Gerade uns gegenüber stäupten drei mächtige Gießbäche herunter; es war sehr heiß, aber der Abend brachte Kühlung. Da hier kein Hälmchen wuchs, hatten wir für unsere Reitpferde einige Säcke Stroh mitgenommen. Die Jacks trugen auf unseren Lasten noch von der Rupschuebene trockenes Gesträuch zum Brennen herbei. Das Abladen der scheuen Tiere war stets sehr ergötzlich. Sie sträuben sich und laufen davon; die Leute halten sie dann in Schlingen fest und singen ihnen etwas vor, das sie beruhigt. Wenn die Jacks einen Tag nichts zu fressen haben, das schadet ihnen nichts, sie sind es gewöhnt und laufen weiter tapfer darauf los.

Nach erquickender Ruhe stiegen wir am nächsten Morgen den La-tschu-lung-Paß hinan. Bald verbaute uns eine große Lawine den Weg. So mußten wir sie umgehen und an ihr entlang eine ungeheuer steile Wand hinauf „kraxeln", denn im Sattel konnte man sich nicht mehr halten. Darauf senkte sich der Weg wieder in einen Bergsattel hinab, dann gab es einen zweiten Paßaufstieg. Noch zweimal versperrten Lawinen uns den Weg, was uns wieder an Abhängen hinauf führte, an denen es auf eigentlich gar keinem Weg entlang ging. Ueber reinweiße Schneefelder stiegen wir zur letzten der drei Paßhöhen auf, die den La-tschu-lung bilden. Auch hier stand ein Lato. Der jetzt folgende Paßabstieg führte steil in die Tiefe; unten brausten die Wasser des Tsa-rap, an dessen Ufer wir wieder grüne Wiesen erblickten. Einige Zeit lang ritten wir auf breitem Wege das Flußufer hinauf, bogen dann direkt an den Tsa-rap ab, woselbst wir die Nacht verbrachten. Da wir am folgenden Tage den Fluß zu durchreiten hatten, brachen wir erst um neun Uhr auf, um die Furt zu suchen. Wenn sich gegen elf Uhr die Schneewasser, die die Gletscher in den Fluß schicken, verlaufen haben und die neuen Zuflüsse, von der Sonne aufgetaut, den Strom noch nicht erreicht haben, ist es die gegebene Zeit, hindurch zu reiten. Das Wasser war noch ganz klar, als unsere Pferde uns durch die Arme des Flusses trugen. Wohl zehn verschiedene Arme waren es, jeder wie ein kleiner Fluß, manche tiefer, manche seichter, dazwischen wieder Sandflächen. Der Ritt von einem Ufer zum anderen dauerte eine Viertelstunde. Es brauste um uns und die Pferde, doch gingen diese vorsichtig ohne Furcht, jeden Schritt prüfend. Von der anderen Seite aus konnten wir unsere Lasten beobachten, wie die Jacks bis ans Kinn ins Wasser kamen und sich durchpusteten. Wir waren kaum naß geworden. Jetzt waren wir auf britischem Gebiet; denn kurz vor dem wir durch den Tsa-rap zogen, sahen wir die Grenzsteine zwischen La-dak und La-hul.

8. Auf dem Bara-Ladscha-Paß. Zuflucht für die Schafe.

Nun ging es an dem anderen Ufer des Tsa-rap hin, dann bald vom Fluße ab durch einen kleinen, aber sehr reißenden Gebirgsbach, Ser-tschu mit Namen, der wegen seiner hohen Steine für Pferde schwer zu durchwaten ist. Diesen Tag saßen wir nur drei Stunden zu Pferde. Den Nachmittag und Abend verbrachten wir an dem Ufer des anderen Zuflusses des Tsa-rap, der von zwei Strömen gebildet wird. Dieser war, als wir ihn erreichten, schon viel zu hoch, als daß wir uns hätten hinein wagen können. Der Durchritt erfolgte am nächsten Morgen. Da war es nötig, Schuhe und Strümpfe nachher zu wechseln. Doch so bald ging das nicht. Erst durchwanderten wir eine Steinwüste bald auf, bald ab. Die Pferde stolperten uns zu viel, als daß wir Lust zum Reiten gehabt hätten. Immer höher ging es hinan, über Schnee, der naß und weich war, auf ganz schmalem Pfade an einer Felswand entlang; es war schon der erste Anfang des Ba-ra-la-tse-Passes. Das letzte Stück ging wieder auf gutgemauertem Wege, wie er über den ganzen Paß führt.

Am Fuße desselben schlugen wir unser Lager auf. Es war empfindlich kalt; oben auf der Paßhöhe schneite es. Wir trafen hier einige Rupschuleute, die denselben Weg wie wir mit ihren Schafen zogen. Von den Salzsäcken, die diese getragen hatten, bauten sie eine hohe Mauer um ihr Zelt herum. Dann setzten sie sich zu einem Würfelspiel ins Zelt nieder, denn es fing an zu regnen. Oben auf dem Passe schneite es weiter, und bald verdeckten Nebel und Wolken die ganze Aussicht. Gegen Abend trieben die Leute ihre Schafe ein. Sie spannten Seile zwischen den Salzsackmauern, zwei Seile zusammengedreht. Die Schafe wurden nun mit Pflöcken, die sie am Halsband trugen, Reihe für Reihe in den gedrehten Seilen festgekoppelt. Jedes hatte und kannte seine bestimmte Stelle. Noch in der Nacht brachen die Rubschuer auf; wir zogen gegen 6 Uhr früh ab.

Es war noch schneidend kalt, der Himmel ganz bedeckt, was sehr gut war, man brauchte dann keinen weichen Schnee zu befürchten. Der sonst gute Paßweg jedoch war noch nicht gangbar, überall lag noch Schnee in Massen. Ueber eine Steinhalde, die von zahllosen Bächen überrieselt wurde, schritten die Pferde recht mühsam. Vielfach stiegen wir ab, auch als es an Schneewänden hart am Abgrund entlang ging.

Neue biblische Wandbilder.

Im Februar erzählten wir, was für Freude biblische Bilder hervorrufen und welchen Segen sie stiften können. Und wer in der Mainummer auch den kleingedruckten „Dank“ gelesen hat, der hat sich mit uns gefreut über 20 Mark, die uns zur Anschaffung solcher schönen biblischen Bilder übergeben worden sind. Wo sie gebraucht werden, können wir heut noch nicht verraten.

Aber die biblischen Bilder selbst wollen wir uns heut einmal ansehen. Manche von Euch haben sie wohl in der Schule mit betrachten können, andere Kinder aber haben sie noch nicht gesehen. Hier ist eins: Der barmherzige Samariter. Neulich sah und hörte ich es in der Schulprüfung hier in Herrnhut vorführen. War das eine Lust! Die kleinen Mädelchen waren ganz zu Haus auf dem Bilde. Und das ist ganz, was wir wollen. Denn wer erst mit dem Bilde vertraut ist und die Gegend und vor allem die Personen kennen gelernt hat, der weiß dann auch die Geschichte, die das Bild uns veranschaulicht, der hört gleichsam die Männer reden und sieht sie mit Teilnahme handeln — hier den barmherzigen Menschen, der mehr Freundlichkeit, Liebe, Aufopferung bewiesen hat, als die beiden, die so stolz vorüberzogen, die wir auf dem Bilde gerade noch sehen können. Und was das Beste ist: Wer solche Liebesübung dann in seinem Herzen bewegt, der hat ja damit verstanden, was es heißt, wenn Jesus, unser Heiland sich auch zu uns armen sündigen Menschen herabläßt, unsere Sündenwunden heilen und stillen will und uns liebevoll pflegt. Ja auf den Heiland wollen alle diese biblischen Bilder diejenigen, die sie betrachten, hinweisen.



Der barmherzige Samariter.

Darum senden wir sie auch ins Heidenland. Und wir wünschten, daß wir noch recht viele hinausschicken könnten.

Die Missionsbuchhandlung in Herrnhut ist gern bereit, solche Bilder zu verschaffen und zu versenden. Es gibt folgende drei Serien:

I. Jesu Wirken in Galiläa. Jesu Taufe. Der Blinde. Jairi Tochter. Der Gelähmte. Jesus lehrt am See. Jesus im Haus des Pharisäers.
II. Gleichnisse: Sämann. Verlorner Sohn. Pharisäer und Zöllner. Der barmherzige Samariter. Der reiche Mann. Die Arbeiter im Weinberg.
III. Jesus im Kampf um Jerusalem. Einzug. Tempelreinigung. Zinsgroschen. Abendmahl. Vor dem Hohenrat. Am Kreuze.

Die Preise sind diese: Wenn die Bilder auf Lederpapier aufgezogen sind, kostet eine Serie, 10,60 Mk., das einzelne Bild 2,10 Mk., mit Leinwandrand und Oesen die Serie 11,80, das Einzelbild 2,30 Mk., auf Leinwand mit Stäben die Serie 19 Mk, jedes Bild 3,50 Mk. Ueberdies erhält man zu jeder Serie eine gedruckte Erklärung jedes Bildes, die 30 Pfennig kostet.

Dank und Bitte an Stanniol-Sammler.

Dank für 139 Mark.

Seit Jahr und Tag sind uns immer wieder größere und kleinere Päckchen mit Stanniol zugestellt worden, sodaß wir endlich 100 Kilo beisammen hatten. Die haben wir nun kürzlich verkauft und dafür Mk. 139,65 gelöst. Das ist doch eine ganz schöne Summe, wenn man bedenkt, daß sie nur aus Abfällen zusammengekommen ist, die gewöhnlich weggeworfen werden! Darum sei allen denen, die sich beim Sammeln dieses Stanniols beteiligt haben, nochmals ein herzlicher Dank gesagt. Dabei sei es erlaubt, einige

Wünsche und Vorschläge

anzubringen.

1. Es ist nicht ratsam, kleine Sendungen von ½ Kilo und weniger mit der Post zu schicken, die lohnen das Porto nicht. Für eine Postsendung möchten wenigstens 2 Kilo gesammelt werden. Am schönsten wäre es, wenn sich an jedem Ort eine Sammelstelle fände, an die kleine Beiträge abgegeben werden könnten und die dann den Versand an uns übernimmt.

2. Das Stanniol kann in jeder Form gesandt werden, es ist nicht nötig, es in Kugeln zusammenzudrücken oder schön flach zu legen. Man nimmt am besten ein Kistchen oder eine Schachtel und tut in diese alle Abfälle und drückt sie, wenn sie verschickt werden sollen, fest zusammen.

3. Alle andern Abfälle, z. B. Flaschenkapseln, bitten wir getrennt zu schicken. Wir sind zwar auch bereit, sie anzunehmen und zu verwerten, aber sie haben bedeutend weniger Wert und es ist darum bei solchen Sendungen noch besonders zu überlegen, ob sich die Portokosten lohnen.

Und damit möchten wir bitten, im Sammeln von Staniol recht eifrig fortfahren zu wollen.

Die Missionsbuchhandlung Herrnhut.

Was mit dem Stanniolgeld werden soll.

Die 139 Mk., von denen wir eben sprachen, sollen der neuen Schule in Tabora, von der wir in der Märznummer erzählten, zu gute kommen. Bruder Gaarde sammelte dort im November v. J. die ersten Kinder zur Schule. Jetzt sind ihrer schon über 20, die regelmäßig täglich zur Schule kommen; abgesehen von den vielen, die einmal oder auch öfters kamen, bald aber das Stillsitzen und Lernen satt hatten und darum wegblieben. Bald zieht nun der Leiter unserer nördlichen Ostafrika-Mission Br. Löbner selbst nach Tabora. Der wird die Schule noch weiter ausbauen und immer mehr Kinder heranziehen. Um diesen aber etwas ordentliches beibringen zu können, braucht er Bücher und Tafeln und Stifte und vor allem auch große biblische Bilder, die den schwarzen Burschen und Mädchen die schönen biblischen Geschichten verständlich machen und veranschaulichen sollen. Um solche anzuschaffen, dazu ist Euer Geld bestimmt worden. Ist das nicht ein schöner Zweck. Br. Löbner aber wird uns dann bald berichten, ob die Kinder fleißig und artig sind.

Rätsel.

1
10 2
3
9 4
8 5
7 6

1— 5 ein neuerer Schriftsteller.
2— 5 ein Ort in der Rheinprovinz.
3— 7 Geburtsort des Humoristen Seidel.
3— 4 ein Fürwort.
5— 8 Gründer der schwedischen Heilgymnastik.
5—10 eine Stadt in Hannover.
6— 1 (auf lateinisch) ungeheuer.
9— 1 ein Fluß und eine Stadt in Oesterreich.
1—10 Vögel (im 3. Fall der Mehrzahl).

Quittung.

Von den Lehrerinnen und Kindern der Sonntagsschule in Heilbronn für 9 Pfd. Stanniol, das uns Schw. Pagels Anfang Mai zusandte; 6 Zigarrenkistchen mit Zigarrenabschnitten von Herrn Pastor Eichhorn in Schortewitz, durch Vermittlung von Schw. E. Sülzle, Vorsteherin des Schwesternhauses in Gnadau; für Rungwe Blasinstrumente, Mk. 33.— durch M. A. von Klitzing, Posen, richtig erhalten zu haben bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Missionsverwaltung und -Agentur Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1912. 13. Jahrgang.

Von Leh nach Kyelang,

eine Hochgebirgsreise im höchsten Gebirge der Welt.

Von Gertrud Reichel in Leh.

(Fortsetzung von Seite 23.)

9. Am Schwanz des Pferdes emporgezogen. Ueber Schneebrücken.

Einmal galt es eine steile Schneewand hinauf zu klettern, daß ich den Schwanz des Pferdes ergriff und es mich mit allen Kräften empor zog. Immer dieselben schneereichen Pfade führten uns höher und höher zum Passe hinan. Dann kommt eigentlich eine Schneebrücke, unter der ein Gletscherstrom brauste, doch war die Brücke eingefallen, und so mußten wir einen Umweg machen an einem steilen Abhang empor. Etliche Leute standen beratend vor der eingesunkenen Schneebrücke. Ein beladenes Pferd wurde erst versuchshalber den Abhang hinaufgezogen, es riß sich aber los und stürzte mit seiner Last in die Tiefe. Zum Glück kam es im Schnee zu Fall. Wir warteten indes nicht, ob es ihnen ein zweites Mal besser glücken würde, sondern ließen unsere Pferde frei voraussteigen und kletterten hinterdrein. Es ging alles glatt ab. Schon wurde der Schnee weicher unter unseren Füßen, da auch die Sonne schon hoch stand.

Auf der Höhe angelangt, sah das Auge, so weit es blicken konnte, nur ein riesiges Schneefeld, über das wir laufen mußten auf Spuren, die Pferde und Schafe getreten hatten. Inmitten dieser ungeheuren Schneefläche erhob sich der La=to. — Von dort ab ging es talwärts, nach und nach hörte auch der Schnee auf, und der Weg war wieder zu erkennen. Hier glaubten wir mit den Brüdern von Poo zusammenzutreffen; doch hatten sie einen anderen Weg gewählt. Beim Abstieg ritten wir über eine gewaltige Schneebrücke, die über den Ba=ha=ga führte, der auf Kyelang zu fließt. Noch manche Stelle am Flusse entlang lag zerstört, und der Weg wurde von vielen Bächen überrauscht, doch die Abhänge grünten und blühten wieder, und man atmete wieder auf nach dem anstrengenden Vormittag.

10. Vom Kyelanger Evangelisten begrüßt.

Am Fuße des Passes, auf grüner Weide lag ein nettes Rasthaus, vor dem wir unser Zelt aufschlugen. Der Ort hieß Sing=sing=ba. Außer uns lagerten hier Lahuler, Kunuleute und Baltis in großer Zahl. Ein fieberkranker Balti bat flehentlich um Medizin, ja, er warf uns eine Rupie zu Füßen. Jedoch war die Medizin schon vorher auf dem Wege ausgegeben worden, was uns leid tat.

Von jetzt an blieb der Weg schön. Er führte am Ba=ha=ga entlang, war breit und das Auge sah grüne Abhänge und bunte Wiesen. Kurz ehe

wir zu dem Orte Do=sam kamen, ritt uns ein junger Mann mit fröhlichen Augen auf einem grauen Pferdchen entgegen, der bei uns absprang. Es war Sod=pa, der Kyelanger Evangelist, der uns bis hierher entgegengeschickt worden war. Die Freude, wieder einen Christen zu sehen, war groß, und noch dazu einen, der aus Ladak stammt und dessen Sprache wir verstehen konnten. Unter mancherlei Fragen und Antwortgeben rückten wir zusammen in Do=sam ein.

Nachmittags passierten wir die Dosamer Brücke; auch jenseits des Flusses das lustige Zeltleben! Und nun, wer beschreibt unser Entzücken, wurden die Bergabhänge nach und nach belaubt. Birken leuchteten mit ihren weißen Stämmen zu uns ins Tal, dazwischen Schug=pa, eine Art Lebensbaum, die von weitem wie Fichten aussahen. Ach, welches Bild, nachdem wir drei Jahre lang nur kahle Felsen in Leh zu sehen bekommen hatten!



Hinten: Schwester Schurter, Dendrol (Sodpas Frau), Tsang Rinchen, Sodpa Dechen, Tarnyed Ali, Gerhard und Schwester Hettasch.
Mitte: Nordzin (Gapels Frau), Trinlas, Rangdrol mit Kind, Gapel, Ada (Alis Frau) mit Tochter Mercy.
Vorn: Pal Traschi, zwei Waisenkinder, Pflegekind von Trinlas, Dewasung, Rupi (Trinlas Frau) mit Kind, Gyamo (Rangdrols Frau).

Tibetische Christen vor dem neuen Missionshaus in Kyelang.

Ein entzückender Anblick bot sich uns da. Wild rauschten die Wellen des Ba=ha=ga durch ein nicht sehr weites Tal. Am Ufer des Flusses, die Abhänge der Berge hinauf, wo es nur Platz gab, war Zelt an Zelt zu sehen. Es schien hier großer Jahrmarkt zu sein. Hier wurde gehandelt, dort Schafe geschoren, an einer dritten Stelle Wolle zu langen Würsten und diese wiederum zu kleinen Ballen gedreht. Ladaker trafen wir, Lahuler, Sangs=kar=Leute, Großtibeter und Rupschuer; es gab viel zu schauen. An einem schattigen Platz kochte Sodpa uns den Tee und dazu kramte er seine Schätze aus, ein kräftiges rundes Brot und goldgelbe Butter, welches uns die lieben Geschwister in Kyelang entgegenschickten. Hier konnten wir auch die Jackbesitzer ablöhnen, denn Sodpa hatte auch Lastpferde aus Kyelang mitgebracht.

Und über den Wäldern die reinen Gletscher, die sich hier tief den Abhang hinunterziehen. Unten am Flusse lag ein kleines Dorf, Dar=tse, in dem wir zur Nacht blieben.

11. Die Brücken versagen. Schwindelfreiheit ist erforderlich. Gletscherpracht.

Die Brücke, die uns zum zweiten Male über den Fluß bringen sollte, war noch nicht aufgeschlagen. So hofften wir am andern Morgen wenigstens eine etwas oberhalb liegende Schneebrücke benutzen zu können. Jedoch, als wir dort ankamen, war diese schon geschmolzen. Was nun tun? Sehr viel weiter oberhalb des Flusses gab es vermutlich noch feste Schneebrücken. Also aufs Geradewohl vorwärts! Einen Reitweg gab es hier nicht, wir mußten irgendwie am Abhang durch Steine

klettern; es war weder für die Tiere noch für uns angenehm. Drei Stunden kostete uns der Umweg. Ueber eine Schneebrücke, die gerade noch hielt, sie war teilweise schon weggetaut, erreichten wir das andere Ufer, und mußten nun auf einem ebenso holprigen Wege wie zuvor genau an dieselbe Stelle, von der wir ausgegangen waren, wenigstens ihr gegenüber am jenseitigen Ufer. Jetzt war der Weg wieder breit und gemauert. Endlich führte er den Felsabhang hinan; wir hielten uns nun immer sehr hoch über dem Wasser; breit war der Weg nicht mehr, es war nichts für Schwindlige. Die Pracht der Gletscher wurde immer großartiger, der Wald immer dichter. Bald ritten wir selbst in einem Schugpawald auf sandigem Boden über mächtige Wurzeln. Wie ein kleines Forsthaus im Walde sah das Fremdenrasthaus bei einem Dorfe aus, durch das wir ritten. So ging es immer über dem Flusse hoch weiter, an manchem Dörflein vorüber, das sich den Abhang hinanzog oder am anderen Ufer im Tale lag. Ein Dörfchen, Gje-mur behielt uns zur Nacht.

12. Freude über die Aussicht auf das Ziel. Freude über die beginnende Vegetation.

Unter Bäumen auf der Wiese am rauschenden Bach legten wir uns zur Ruhe mit dem Gedanken: morgen sind wir wieder unter lieben Geschwistern, in einer Gemeine von Christen, ja in unsrer Muttergemeine. Kaum konnten wir am anderen Morgen den Aufbruch erwarten. Endlich erfolgte er. Immer höher und höher den Abhang hinan! Von drüben blinkten im Sonnenschein die ewigen Schneespitzen zu uns hinüber. Wir selbst atmeten den kräftigen Waldesduft ein und weideten uns am Anblick herrlicher Blumen, die am Wege standen, hohe Königskerzen, Vergißmeinnicht, Schafgarbe und noch viele, viele alte Bekannte aus der Heimat. Da hieß es schließlich, am Fuße jener hohen Schneespitze liegt Kyelang; doch sieht man es nicht, bis wir dicht davor sind. Immer noch eine neue Wegbiegung und noch nicht der Blick auf Kyelang! Es dauerte uns viel zu lang. Noch einmal war der Weg gänzlich eingefallen und es galt zu klettern. Da kam uns ein kleiner Zug Menschen entgegen, mitten unter ihnen ein europäisches Büblein auf einem Esel. Das grüßte uns mit leuchtendem Gesicht, aber mit tibetischem Willkommgruße. Nun konnte es nicht mehr weit sein. Noch eine gute Halbestunde und es hieß: Seht mal vom Weg hinunter und — da lag direkt zu unsern Füßen ein Garten mit blühenden Blumen und aus ihnen ragte ein schräges Wellblechdach, das Kyelanger Missionshaus. Wir waren am Ziel.

Wie Pal Traschi zu einer Frau kam
oder
Was doch das gemeinsame Essen bedeutet!

Bei den auf unserer Missionsstation Kyelang wohnenden Heiden spielt die „Kaste“ eine Rolle. Die Kaste richtet eine trennende Schranke zwischen den Menschen auf. Da darf z. B. kein Angehöriger einer höheren Kaste mit einem Angehörigen einer niederen Kaste essen. Nun gibt es dort erst eine Handvoll



Pal Traschi, Grundbesitzer in der Gemeine Kyelang, Himalaya.

Christen und daher nicht genug Männer und Frauen, daß die getauften Jünglinge Mädchen genug zur Heirat hätten. Das spielte kürzlich eine große Rolle. Da trat vor einigen Jahren ein junger Mann zum Christentum über, dessen Entschluß den Missionaren besonders viel Freude machte. Pal Traschi hieß er. Unser schönes Bild zeigt ihn uns. Traschi bedeutet „glücklich“ oder „gesegnet“. Das wurde er durch das Christentum. Der Mann war der erste Christ in dem Dorf, der ein Besitztum hatte, ein schönes Grundstück. Das war etwas wert. Aber aber, er hatte noch keine Frau! Und das war hier von großer Bedeutung, denn es gab am Ort kein Christenmädchen, das ihm empfohlen werden konnte. Und in seiner Kaste gab es vollends keine, nur in niederen Kasten. Doch was geschah? Gott half. Gradezu eine Heldentat war es, daß sich ein Mädchen entschloß, aus ihrer Kaste auszutreten, um den Jüngling zu heiraten. Tsering Paldsom ist ihr Name. Sie ist die Schwester der Rupi, die auf dem ersten Bild zu sehen ist. Was tat sie? Sie ließ sich herbei, mit den Christen und mit denen, die nicht zu ihrer Kaste gehörten, zu essen! Dadurch trat sie aus dem heidnischen Kastenwesen aus. Und noch höher müssen wir achten, was ihr Bräutigam tat: auch er aß mit ihr, obgleich er zu einer weit höheren Kaste gehörte als sie. Sie gehörte zu den Schmieden. Nicht lange, und die Braut, die schon viel vom Christentum wußte, konnte getauft werden, und jetzt ist sie die glückliche Frau Pal Traschis.

Eine Schulfeier in Deutsch-Ostafrika.

Einen lustigen Ausflug unternahmen die Missionare in Sikonge im Innern Deutsch-Ostafrikas am 28. April 1911 mit ihren Schülern. Der kleine Berg nördlich von Bibikanga war zum Tummelplatz ausersehen. Bald nach Mittag brach die vollzählige Gesellschaft mit Kochtöpfen, Löffeln, Eimern und dergl. beladen unter Sang und Klang auf, und nach einem halbstündigen Marsch war das Ziel erreicht. Dort suchten einige Kinder Brennholz, andere Wasser. Die Lehrer schlachteten einen großen Ziegenbock, die Frauen und älteren Schulmädchen kochten das Fleisch und den dicken Maisbrei, und die Kinder vergnügten sich während dessen mit Spielen nach Herzenslust. Den Höhepunkt des Festes bildete aber doch der Schmaus. Da leistete groß und klein Unglaubliches. Bei Sonnenuntergang begab man sich auf den Rückweg. Die Kinder waren überglücklich und stimmten immer wieder ein neues Lied an. Als die Station erreicht war, sang man noch ein Loblied zu Ehren dessen, der diesen schönen Tag geschenkt und alles so freundlich hatte gelingen lassen.

Die Retter Chinas.

Dr. Sun-yat-sen und Yüan-schi-kai sind die beiden Leiter der Republik China, die sich kürzlich gebildet hat. Hat letzterer die chinesische Armee modernisiert, so ist ersterer die Seele der neueren Volksbewegung.



Dr. Sun-yat-sen.

Sun-yat-sen ist (etwa 1860) in Honolulu geboren, besuchte das ärztliche Institut der Londoner Mission in Hongkong und soll Christ sein. In Amerika lernte er christliche Bildung näher kennen und will nun die Segnungen des Christentums seinem Vaterlande China zu teil werden lassen. Auch Yüan-schi-kai, der selbst noch Heide (Konfuzianer) ist, schätzt das Christentum. Er schickte 1910 seine vier Söhne und einen Neffen in die Schule der Londoner Mission in Tientsin und kämpft z. B. energisch gegen das Opiumrauchen. Das Zeug hätten beide Männer wohl, Retter Chinas zu werden.

Biblisches Rätsel.

Eins: Ist ein Name, den gut wir kennen,
Er kann eine treue Schwester uns nennen.
Zwei: Wird ein treuer Diener genannt,
Der seinem Herrn die Braut sucht' und fand.
Drei: Ist eine der sieben Gemeinen,
Die in der Offenbarung erscheinen.
Vier: Eine Frau, die gar hoch beglückt,
Als sie das Jesus-Kindlein erblickt.
Fünf: Ist ein Mann, der im Kampfe fällt,
Weil auf gefährlichen Posten gestellt.
Sechs: Ist ein Held, an Kraft überreich.
Sieben: Ein Kaiser, welcher zugleich
Mit unsers Heilands Geburt wird genannt.
Acht: Eines Erzvaters Neffe — bekannt.
Neun: Ein Gebirg', das nach Wassersgefahr
Menschen ein sicherer Ruheport war.
Zehn: Ist der Name des besten Herrn,
Wer nennte diesen Namen nicht gern?

Der Anfang all' dieser Wörter soll geben
Einen Mann mit langem, langem Leben.

Aus Hausdorf.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1912. 13. Jahrgang.

Blicke in die Herzen von Eskimokindern in Alaska.

Schwester Anna Schwalbe, die Gattin des Missionars auf unserer Station Quinhagak in Alaska, erfreut uns wieder einmal durch eine ansprechende Erzählung kleiner Dinge aus ihrem Zusammenleben mit den Kindern, die sie in der Schule täglich um sich hat. Sie plaudert folgendermaßen:

Die kleinen Eskimoleutchen haben Schule, ebenso wie ihr zu hause. Sie müssen ebenso regelmäßig kommen und ebenso pünktlich zur Stelle sein, auch natürlich ebenso achtsam aufmerken.

Einige will ich euch vorführen: Da ist zuerst Alice Bright, eine von den größten Mädchen. Sie ist bright d. h. zu deutsch „helle", wie die Sachsen sagen, oder wie die anderen Deutschen sich ausdrücken „aufgeweckt" in allen möglichen Dingen. Ihre besondere Begabung ist das Zeichnen. Sie zeichnet und malt die Pflanzen und Tiere dieses ihres Heimatlandes so, daß sie ganz natürlich aussehen. Kürzlich bat sie einmal um Erlaubnis, die Schule einen Tag aussetzen zu dürfen, sie wolle Gras zum Korbflechten holen. Das wurde ihr gern gestattet, aber was wars? Alice blieb zwei Tage aus. Da es aber leicht Mißverständnisse gibt, weil die Kinder die englische Sprache, in der sie mit mir reden, noch nicht so fertig können, um sich ganz richtig auszudrücken, habe ich Alice nur ganz sanft zur Rede gestellt und ihr gesagt, sie solle in einigen Zeilen aufschreiben, warum sie über die erlaubte Zeit hinaus ausblieb. Und da zeigte sich, daß in dem Nachbardorf eine kranke Frau war, die sie besucht hatte. Hier ist ihr kleiner Brief: „Weil Shorty's Frau mich zwei Tage bei sich behielt und brauchte (darum blieb ich aus). Die Mission hat uns gelehrt, Kranken zu helfen; darum half ich der Frau. Ich dachte daran, daß wir helfen sollen. Alice." Aus diesen Worten seht ihr, daß die Missionsarbeit hier nicht vergeblich getrieben wird.

Und nun ein Knabe: Alapuk ist ein interessanter kleiner Bursche von fünf Jahren. Er wohnt am äußersten Ende des Dorfes, am weitesten von der Schule entfernt. Die Hütte, in der er wohnt, steht am Ufer eines kleinen Tümpels, der sich zur Flutzeit mit Wasser füllt. Bei Ebbe kann Alapuk nach den Schnepfen und Strandläufern Ausschau halten, um sie dann zu essen. Zur Schule kommt er im Trabe an, manchmal etwas später als die anderen, besonders an kalten Morgen. Mit einem Lächeln über das ganze Gesicht tritt er in die Türe, um dann bald zum großen Ofen zu laufen und sich die erstarrten Finger zu wärmen. — Wo sein Vater ist, weiß niemand. Seine Mutter ist selten liebenswürdig. Meist ist sie kalt, und man wundert sich, daß Alapuk so ein liebevolles Herz hat. Er lernt etwas lesen und hört jetzt schon die Laute der verschiedenen Buchstaben. —

Eines Tages hatte seine Klasse ein Examen über die Buchstaben und Laute zu bestehen. Wir be-

nutzten ein kleines Spiel. Die Kinder spielten, die Wandtafel sei die Tundra (die weite sumpfige Ebene des hiesigen Landes) und die Buchstaben seien Preißelbeeren. Sie kannten die Laute gut und das Bild eines Korbes, das auf die Wandtafel gezeichnet wurde, war bald mit Beeren gefüllt, nämlich mit Punkten von roter Kreide. Gezeichnet war auch ein kleiner Korb für die Lehrerin, aber die Kinder wußten die Laute so gut, daß ihr Korb voll blieb und der der Lehrerin keine Beerenpunkte bekam. Um das Interesse am Spiel zu erhöhen, erlaubten sie sich zu schreien. Alle Kinder lachten laut auf. Alapuk aber lächelte nur, jedoch sehr verschmitzt. Er hatte offenbar etwas im Sinn. Bald war es Mittag, und die Kleinen gingen nach Hause. Als die Lehrerin wieder den Schulraum betrat, war sie erstaunt. Was sah sie auf ihrem Tisch? Eine Hand voll Preißelbeeren! Alapuk hatte es leid getan, daß die Lehrerin im Spiel keine Beeren bekommen hatte, und so war er auf die Tundra gegangen und hatte die wenigen gesucht, die es in der vorgerückten Jahreszeit noch gab. Müssen wir einen solchen Jungen nicht lieb haben? — Er kann auch einmal hitzig werden und schlägt dann andere, aber wer hätte nicht auch seine bösen Stunden?

Noch ein Beweis dafür, daß unsere Jungen auch dankbar sein können: Der sogenannte Danksagungstag, der in amerikanischen Landen gefeiert wird, nahte und wir sprachen von der Dankbarkeit gegen Gott und Menschen. Da machten sich mehrere Kinder das Vergnügen, auf Papierstückchen all das aufzuschreiben, wofür sie besonders dankbar wären. Hier ist einer der kleinen Ergüsse in Uebersetzung. Der kleine Peter schrieb:

„Ich bin Gott dankbar für die Erde, weil sie so voll von Dingen ist, die man essen und mit denen man sich kleiden kann. Ich bin dankbar für die Berge, weil sie voll sind von Kaninchen und Füchsen und Bären und Renntieren. Ich bin dankbar für den Fluß, weil er so viel Fische hat, die in ihm schwimmen. Ich bin dankbar, daß der Danksagungstag hierher kam. Da können wir Gott danken. Ich bin dankbar für die Sonne und den Mond und die Sterne, die es den Leuten möglich machen, zu sehen. Peter Brown."

Und damit grüße ich Euch alle!

Quinhagak, 5. Dez. 1911. Eure Schwester Anna Buxbaum Schwalbe.





Zeichnungen von Schülern unserer Missionsschulen in Alaska.

Wie die Burschen und Mädchen im Winter fest sitzen und lernen, so haben sie im Sommer ihre Freuden und Vergnügungen. Da ziehen sie mit den Missionsfamilien hinaus ins Freie, nehmen allerhand zu essen und zu trinken mit, spielen und freuen sich ihres Lebens, wie das Bild (Seite 31) es uns zeigt. So macht das Christentum aus trüb dreinschauenden Heidenkindern fröhliche Menschen, die beides, den Ernst und den Frohsinn des Lebens kennen und schätzen lernen.

Eine Schlittenfahrt im schönen Monat Mai.

Von Schw. Elisabeth Schnabel in Kyelang (Himalaya).

Liebe Kinder! Wenn es heißt: „Heut können wir rodeln! Holt die Schlitten vor!" dann freut sich gewiß klein und groß. Doch solches Vergnügen könnt Ihr nur im Winter genießen, wir auf der Mission in Labrador, Alaska oder im Himalaya aber auch zu anderen Jahreszeiten. Ich will euch heut von einer feinen Rodelbahn erzählen, die wir auf unserer Reise von Kleinwelka nach Kyelang am 19. Mai hatten.

Schon waren wir mit der Bahn durch das heiße Indien gereist, hatten auch schon manchen Tag im Himalaya über hohe Berge und durch heiße Täler wandern müssen, konnten nun aber nur ans Ziel gelangen, wenn wir den Rotang-Paß überschritten, dessen mächtiger Gebirgsstock sich wie ein gewaltiger Riegel vor die weitere Landstraße schiebt. In großen Zickzackzügen windet sich der Weg in die Höhe. Da sah man kleine Schwertlilien und Erdbeeren blühen, Schafe und Pferde taten sich an den kräftigen Kräutern gütlich, und wir freuten uns, daß die ganze Karawane ziemlich schnell vorwärts kam. Bald kamen wir in die Region der Lawinen, die uns immer wieder den Weg versperrten; da galt es sehr vorsichtig zu wandern, denn ein Fehltritt, und man wäre tief hinabgeglitten und auf Steine aufgeschlagen. Plötzlich setzen sich alle Träger hin und holen aus ihren Vorratssäcken Strohschuhe und filzige Strümpfe hervor, die sie mit großer Umständlichkeit anziehen und festbinden. Endlich ging es weiter durch den schon teilweise weichen Schnee, in dem unsere europäischen Lederschuhe mehr vom Uebel als von Nutzen waren.

Es war gerade Mittag, als wir auf der Paßhöhe anlangten. Eine weite Schneefläche breitete sich vor unseren Blicken aus, und von den Paßhäusern, die als Unterschlupf dienen, war keine Spur zu sehen. Eine Schafherde begegnete uns; schon trug der Hirte ein totes Schaf auf dem Rücken, und noch manches andere wird wohl bei diesem mühsamen Weg sein Leben lassen müssen. Schade, daß wir die in der Heimat geschenkten Schneeschuhe nicht zur Hand hatten; der leidlich feste Schnee hätte gewiß ein gutes Laufen ermöglicht. Am Ende des Passes wurde mir in Ermangelung einer lebenden Paßblume eine papierne Mohnblume überreicht, die ich aber zurückweisen mußte, da ich ja nicht zum ersten Male den Paß überschritt. Die Träger tun das, um ein gutes Trinkgeld herauszuschlagen; es ist das eine ganz verbreitete Sitte. Nun galt es in einem halbgefrorenen Gletscherbach über hohe Steine hinabzusteigen. Auch das gelang; aber als ich dann die endlosen Schneeabhänge, die sich auf der Nordseite bis tief ins Tal hinabziehen, vor mir sah, wurde mir doch etwas bange, denn ich war schon arg müde.

Da kam mir ein rettender Gedanke: Einer der Männer mußte mir seine wollene Decke leihen, (wir versprachen ihm 35 Pfennige Entschädigung); die breiteten wir nun auf den Schnee; ich setzte mich darauf, zwei Leute zogen an den vorderen Zipfeln und zwei versuchten hinten die Schnelligkeit etwas zu vermindern; und nun ging es in sausender Fahrt einen Abhang nach dem andern hinab. Oft überkugelte sich einer der Leute und rollte dann ein gutes Stück hinunter bis in eine Einsenkung; oder der übrigens recht warme Schlitten saß fest, und ich mußte dann durch einen tüchtigen Ruck die Fahrt wieder in Gang bringen. So fuhren wir wohl mindestens 1500 Fuß in kurzer Zeit hinab. Vater Schnabel sah von unten diesem neumodischen Rodeln bewundernd und vielleicht auch neidisch zu. Er war mit unsern zwei Mädchen, die in Körben auf dem Rücken getragen wurden, langsam hinabgestiegen und hatte da viel zu helfen und zu trösten; denn jedesmal, wenn der Träger im Schnee stecken blieb oder ausglitt, schrieen die beiden erschreckt auf. Nach dieser flotten Fahrt kam nun noch ein langer, böser Weg, bis wir endlich das Rasthaus um vier Uhr erreichten. Neun Stunden hatten wir zu diesem dreizehn englische Meilen langen Weg gebraucht. Bei gutem Weg kann man diese Strecke in fünf bis sechs Stunden zurücklegen.

Kaum waren wir unter Dach, da fing es tüchtig an zu regnen. Froh, ach so froh waren wir, daß das schwerste Stück unserer Reise hinter uns lag! An all den vielen gefährlichen Stellen hatte uns doch kein Unfall getroffen; der leichte Nebel hatte die starke Blendung, die oft Schneeblindheit hervorruft, gemildert; und ohne naß zu werden, gelangten wir ans Ziel, während tags zuvor ein Offizier viel Regen und Schwierigkeiten hatte. Auch am nächsten Tag regnete es tüchtig.

Vier Tage darauf konnten wir alle froh und gesund in Kyelang einziehen und hatten viel Ursache zum Danken. Gott hatte uns auf der langen Reise von Deutschland her zu Land und See behütet und die sonntägliche Bitte unserer heimatlichen Kirchen-Litanei „unsre Reisenden zu Land und See behüte" wieder einmal gnädig erhört. Darum, liebe Kinder, dankt auch ihr mit uns und betet ferner auch für all die lieben Reisenden, die dieses Jahr noch gehen und kommen und die ebenfalls weite und beschwerliche Wege zu wandern haben.

Es grüßt euch alle

Kyelang, 10. Juni 1912

E. Schnabel.

Was da — in Deutsch-Ostafrika — kreucht und fleucht.

Von Br. Herbert Bauer, Rutenganio.

II.

Was für eine mannigfaltige Vogelwelt haben wir in Deutsch-Ostafrika! Ich kenne freilich noch lang nicht alle Arten. Da sind die niedlichen, winzigen Kolibri-Arten, die im Garten auf dem Oleander schaukeln und die Samen picken. Alle Farben sind hier vertreten. Dann die schon erwähnten wilden



Picknick unserer Missionsfamilien in Alaska.

Tauben, die gravitätisch auf dem Hof herumwackeln und gar nicht scheu sind. Auf den Bäumen kräht die Krähe, schwarz mit weißem Hals. Ab und zu trifft man ein Pärchen des „Pfefferfressers", dann den „Trompetervogel", ein mächtig großes Tier mit rotem Kamm. Furchtbar schwerfällig watschelt er dahin. Er erinnert an unsere Raben, nur ist er wohl fünfmal so groß. Weiter gibt es einen sehr schönen kleinen, schwarzen Vogel mit langem Schwanz, einen ebenso niedlichen schwarz und gelben. Weiter sieht man Spatzen, Schwalben, Rebhühner, Perlhühner, Adler, Kraniche, Hühnerhabichte. Man verzeihe, ich habe gewiß den und jenen noch vergessen, diesen und jenen wohl auch falsch „tituliert." Vielleicht kann der eine oder andere naturwissenschaftlich gebildete Bruder da beispringen.

Nehme ich noch dazu die Tagschmetterlinge, Nachtfalter, Käfer, die Eidechsen, das Chamäleon, die vielen tausenden von Fliegen, die einen entsetzlich ärgern können, sowie die Menge der fliegenden und hüpfenden Insekten, bis zum Sandfloh, den größten aller Plagegeister, dann hab ich so etliches genannt, aber noch lang nicht alles. Zum Beispiel fehlen noch die Schlangen, von denen ich bisher noch keine zu Gesicht bekommen habe. Es fehlt mir zu vielen dieser Tiere noch das „persönliche Verhältnis", wie ich es zu denen habe, die unsere Hausgenossen sind. Gelegentliche Besuche von Eidechsen und Chamäleon zählen nicht mit. Vielleicht gewinne ich es später einmal. Dann mehr davon.

Paviansjagd in Südafrika.

Aus Goedverwacht (oe = u) in Südafrika erzählt Bruder Karl Schreve von einer lustigen Unterbrechung der Sonntagsruhe am Neujahrstag dieses Jahres 1912. Plötzlich in der Mittagsstunde erschien ein großer Pavian zwischen den Gärten, wo er sich wohl an all den schönen Früchten und dem Mais gütlich getan hatte. Er hatte sich offenbar verirrt und fand den Weg nach Hause nicht. Im Nu war das ganze Dorf auf den Beinen, und nun ging es an die Jagd auf den gemeinsamen Feind der Gärten. Viermal setzten die Leute mit ihren Flinten an, sie verfehlten das Tier. Da endlich, der fünfte Schuß, der traf den dicken Alten ins Fell und zwar gleich so, daß er tot niedersank. Da gabs nun ein Freudengeschrei! Und im Triumph wurde das große Affentier durch die Straßen getragen, bewundert, bespöttelt und umjubelt im frohen Gefühl der Sicherheit vor dem Feind und des Sieges über den listigen Gegner.

Allerhand Getier.

„An einem Augusttag", schrieb Br. Büttner, der in diesem Sommer zur Erholung nach Deutschland kommt, „während die Leute abends noch in der Küche in Kipembabwe waren, ging ein Leopard auf unsren Boden, um Mäuse zu jagen! Wir dachten, die Decke bräche zusammen; so tobte das Tier. Und dazu waren gerade Türen und Fenster nicht in gutem Zustand. Auch treiben sich jetzt vier Löwen in der Nähe herum. Einen haben die Eingeborenen in der Falle gefangen. Und vorige Woche führten sechs bis acht Hyänen ein Konzert auf, in dur und moll, so daß an Schlaf nicht zu denken war." — Wenn wir daran denken, daß 1906 ein Löwe einen unsrer Missionare angefallen hat, ja daß in Ostindien im Jahre 1907 1966 Menschen durch wilde Tiere und 21419 durch Schlangen getötet wurden, so daß die Regierung für das Töten wilder Tiere 130 000 Rupien (8—500 Rupien, à 1,35 Mk., für ein Raubtier und 2670 Rupien für das Töten von Schlangen (3 Pf. für eine Schlange) verausgabte, — dann wissen wir, was wir zu tun haben. Immer wieder die Hände falten!

Rätsel.

Auf einer großen Weide gehn
Viel tausend Schafe, silberweiß,
Wie wir sie heute wandern sehn
Sah sie der allerältste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen beigegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu goldenen Toren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg gemacht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde — kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen durch Bruder G. A. Buck, Neusalz a. O., aus den Missionsbüchsen der Schulknaben in Neusalz a. O. 31.86, aus den Missionsbüchsen der Schulmädchen ebendaselbst 34.14, zusammen 66.— richtig erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1912. 13. Jahrgang.

Nach und in Wasla am Wangksfluß in Nikaragua.

Reise der Geschwister Schramm. Dargestellt von Schw. Schramm.

1. Die Fahrt bis Wasla.

Von Neu-Orleans aus hatten wir eine wunderschöne, ruhige Fahrt bis ans Kap-Gracias. Dort war der Flußdampfer „Presidente de Zelaya", der uns auf dem Wangksfluß nach Wasla bringen sollte, eben abgefahren, und wir konnten darum an das „alte Kap" fahren, zu den lieben Geschwistern Zöllhöfer. Der freundliche Gouverneur bot uns dazu sein Gasolinboot an und ließ uns umsonst nach dem alten Kap bringen. Die Fahrt dauerte zwei bis drei Stunden; sie geht über die See und die Lagune, an der das alte Kap liegt. Dort verbrachten wir vier schöne Tage und begaben uns dann am Donnerstag wieder ans neue Kap, wo der „Presidente de Zelaya" jetzt angelangt war. Er ist ein Raddampfer und hat zwei Klassen; wir begaben uns oben hin in die erste Klasse; unten befanden sich Indianer. Einige kamen sich uns vorstellen, denn sie hatten gehört, der neue „Wasla-Parson" (=Missionar) sei da, und sie gehörten zu unseren neuen Pflegebefohlenen. Eine Stunde später, als bestimmt, fuhren wir ab.

Es fuhr sich wunderschön nach dem bösen Schwanken der Ozeandampfer; nur war das Stampfen unangenehm, und man mußte sich erst daran gewöhnen. Der Fluß hat unendlich viele Krümmungen, sodaß das Reisen nicht so schnell geht. Die Ufer sahen wunderschön aus und waren stellenweis dicht mit riesigen Trauerweiden bewachsen; wir sahen diesen Baum hier zum ersten Mal in diesem Lande. Immer wieder kamen diese Trauerweiden, es sah zu schön aus; dazwischen Urwald, dann ein Dörfchen. Bei mehreren wurde angehalten, um Holz oder auch Indianer, die schon warteten, an Bord zu nehmen. Von Livingcrek an interessierte uns die Gegend besonders; denn dort fängt unser großer Bezirk an, den wir von Wasla aus zu bedienen haben; diese östliche Strecke von hier bis Wasla ist nur etwa den dritten Teil so groß wie der westliche. Wir merkten, daß wir an Heidendörfern vorbei fuhren, denn die Bewohner waren wilde, zum großen Teil unbekleidete Gestalten. Wir sahen sie in ihren Häusern, die meist nur aus einem Dach auf vier Pfählen bestanden. Als wir abends in Boom (buhm) ankerten, sahen wir beim Schein der flackernden Feuer, was die Leute trieben. Die Frauen hatten aufgelöste Haare; so kamen sie übrigens auch hier in Wasla öfters in der ersten Zeit zu uns, sogar eine Helferin, sie wollten wohl den „neuen Parson" versuchen, was der ihnen erlauben würde, sie kehren eben gern zu ihren alten Gewohnheiten und Bequemlichkeiten zurück, wenn sie unbeachtet sind; und ihr alter Missionar hatte sie schon vor vier Monaten verlassen.

Also in Boom ankerte das Schiff; und wir übernachteten dort. Zum Glück hatten uns die lieben Geschwister Zollhöfer Moskitonetze geborgt, sonst wäre vor Moskiten nicht an Schlafen zu denken gewesen. Früh um vier Uhr pfiff der Dampfer und fuhr wieder ab. Den nächsten Morgen nach sechs Uhr gab es schon Frühstück, Kaffee oder Tee mit Brot, Butter oder Gelee und Grütze mit Büchsenmilch und Zucker. Die zwei übrigen Mahlzeiten waren recht nikaraguanisch; braune Bohnen, Reis, Mais und zähes, gebratenes Rindfleisch in kleine Stücke geschnitten. Es ist aber recht teuer; und wir werden, wenn wir einmal wieder reisen müssen, unsern eigenen Mund-Vorrat mitnehmen, wie es auch die mit uns reisenden Chinesen getan hatten. Um elf Uhr, nachdem wir genau 24 Stunden auf der Reise waren, kamen wir in Wasla an, d. h. an einem der Landungsplätze, denn der Ort liegt 50—60 Minuten vom Wangksfluß entfernt.

2. Die Landung.

Es standen schon einige Indianer am Ufer, auch ein Helfer und eine Helferin, die uns erwarteten. Wir gaben ihnen die Hand. Wie freuten sie sich, daß wir ihre Sprache schon kannten und uns gleich mit ihnen unterhalten konnten! Auch sahen die meisten unter ihnen zum ersten Mal weiße Kinder, die ihnen zu interessant vorkamen; „pini polli“, „ganz weiß“ hört man sie oft sagen. Auch heute noch, wenn wir sie hier in Wasla besuchen. Wasla hat nämlich bisher nur Negermissionare gehabt, Br. Smith, Garth, Palmer. Mein Mann hatte schon unsere Reise bezahlt, für Fahrt und Essen 14.70 Dollar Gold, da wir aber in ein leeres Haus einziehen sollten, aßen wir zum Schluß noch ein Frühstück, das gerade fertig war und mußten dafür noch 6½ Mark extra zahlen! Ja die Preise sind leider sehr hoch. Unsere Eßlust war übrigens sehr gering, denn man mußte so manches sehen, was sie uns verdarb, z. B. schöpften alle die, die Wasser trinken wollten, dasselbe mit einem Blechgefäß aus einem Filter, der nicht mehr tropfte, also in Unordnung war. Aus dem Blechgefäß tranken sie dann, und wir bekamen schließlich dasselbe Wasser; aber das konnte ich nun nicht an=



rühren; ich durstete lieber, denn es hatten zu viele verschiedene Persönlichkeiten ein und dasselbe Gefäß benutzt, ohne es zu waschen! Während wir aßen, wurden unsere Kisten und Güter abgeladen, und dann machten wir uns auf den Weg.

3. In die schöne Umgebung der Station Wasla hinein!

Es ging durch den Busch, bis wir zu einer kleinen Lagune kamen, wo wir ein flaches Boot, Pitpan, bestiegen und an das andere Ufer fuhren. Durch Busch und Savanna führte uns nun unser Weg; und bald sahen wir auch die Häuser von Wasla. Es sind freilich die ärmlichsten, die wir bisher auf einer Station zu sehen bekamen. Wir hatten schon gehört, Wasla liege sehr schön, und wirklich, ich war ganz entzückt! Im schönsten Sonnenschein zogen wir ein, von den wenigen Leuten, die daheim waren, freundlich begrüßt. Die andern waren im „Kostgrund“, aber noch am selben und nächsten Tage kamen sie alle, um uns zu begrüßen.

Wasla liegt in einer freien, offenen Savannah. Im Süden stehen Kiefern, das Land ist hügelig, eine Menge Bäche, die in der Regenzeit reißende Ströme sein sollen, durchziehen mit ihrem silberklaren Wasser in vielen Windungen das Land, oft von steilen Felsen eingerahmt, mit reizenden, malerischen Klüften und Schluchten.

Am Sonntag Nachmittag, wenn um vier Uhr die zwei Predigten und Sonntagsschule beendet sind, unternehmen wir zu gern Entdeckungsreisen in die Umgegend. Dabei sehen wir dann die Schönheiten des Landes; und erfrischt kehren wir heim, denn die fürchterliche Hitze am Tage hat dann einer angenehmen Kühle Platz gemacht. Das Land liegt in zauberischer Beleuchtung da, wir können wunderbar schöne Sonnenuntergänge beobachten, und Choräle singend, ziehen wir durch die Savanna nach Haus.

4. Das Einrichten in Wasla.

Die ersten Tage waren nicht leicht, denn ich hatte noch keine Köchin, und ein Europäer kann die Hitze am Küchenofen kaum ertragen. Hier in Wasla ist's besonders heiß, wir wohnen ja in der Nähe von Kiefern, wie die Leute in Niesky. Unser Haus liegt allein auf einem sanften Hügel, mit einem Garten umgeben, in dem zwei alte tragende und zwei junge Mangobäume stehen, ein Alligator-Birnbaum, einige Kokosnuß- und Guavabäume und viele Apfelsinenbäume, sowie einige Zitronensträucher. Wir haben uns bis zum April an den herrlichen Apfelsinen erquicken können, nun werden nach und nach die Ananas reif. Die Mangobäume blühten reich, aber alle Blüten fielen ab, bis auf ein paar, es war ganz schwarz unter den Bäumen, denn es ist ja hier entsetzlich heiß, und die Bäume stehen auf rotem, steinigtem Felsboden.

Wunderbar schön aber sind die kühlen Morgen und Abende mit dem eigenen Savannaduft, dem wunderschönen Blick ins Weite und der verschiedenartigen Beleuchtung. Da wir bisher in Nikaragua an der See und an kleineren Plätzen wohnten, die keinen Rundblick gestatteten, ist uns dieses etwas Neues, und immer wieder muß ich mich darüber freuen. — Nach des Tages Hitze können wir auch jeden Abend ein Bad im nahen Bach nehmen; das erfrischt den heißen Körper! Der Bach gibt uns bis jetzt auch das ganze Wasser, das wir brauchen. Freilich müssen wir es eimerweis holen, eine rechte Mühe bei der Hitze, zumal, wenn es Wäsche waschen gilt. Aber unser neuer Tank liegt schon im Garten, und wir warten nur noch auf die Rinnen, Pfosten und die Regenzeit, die im Mai oder Juni einsetzen soll.

In der zweiten Woche unsres Hierseins bekam ich dann auch ein junges, braves Indianer-Mädchen, die ich als Köchin anlernte und die sich gut anstellt und vor allem treu ist; sie ist die Enkelin des alten, treuen Helfers, Dama (Großvater) Bilwans. Sie ist treu, denn sie schafft nicht Mehl, Zucker und anderes beiseite, um es ihren Verwandten heimzunehmen, wie es so viele andere Indianerinnen tun, weshalb sich die Missionare am liebsten Mädchen von anderen Dörfern nehmen.

5. Anfang der Missionsarbeit und Schule, Reisen.

In den ersten Wochen fing mein Mann gleich an, Schule zu halten zur großen Freude der Eltern, denn seit dem Jahre 1900 waren ja die Schulen von der Regierung geschlossen worden, sie durften



Ein Landungsplatz am Piz Piz-Fluß (Nebenfluß des Waspuk). Sumu-Indianer am Ufer.

nun aber wieder begonnen werden. Die Schule wird aber leider mit viel Unterbrechungen geführt, denn mein Mann muß viel reisen, da unser Arbeits-Bezirk ein sehr großer ist. Als wir einen Monat hier waren, besuchte er den großen, westlichen Bezirk und blieb zweieinhalb Wochen fort. Die Leute baten ihn meist, länger zu bleiben oder bald wiederzukommen.

Eine solche Reise im Boot mit vier bis fünf Paddlers ist sehr teuer, obwohl die Helfer umsonst mitgingen und die andern Männer nur einige Soles verlangten. Aber so Gott will wird im Mai oder Juni unser neues Gasolinboot von den Vereinigten Staaten kommen. Br. Fluck war so sehr freundlich, die Sonntagsschulen unserer Gemeinen dort um Geld zu bitten, und in kurzer Zeit waren 500 Dollar beisammen. Daraufhin hat er selbst nun auch schon ein schönes Boot für uns in Neuyork ausgesucht. Wie freuen wir uns auf dasselbe, denn nun können doch die armen Heiden öfters besucht und die wenigen Christen, die unter ihnen wohnen und die vom Heidentum beinah erstickt werden, besser bedient werden.

Vor Ostern besuchte mein Mann auch den kleinen östlichen Bezirk. Nur ein Mann, aber vier Frauen paddelten und stießen das Boot, alle taten es umsonst. Nur fünf Tage waren sie abwesend, aber überall waren sie um längeres Bleiben und öftere Besuche gebeten worden. Sie schenkten meinem Mann auch viele Eier, sodaß er außerdem, daß er auf der Reise welche verzehrte, mir 24 Stück mitbrachte. Einige davon waren Bezahlung für Arznei gewesen. Die Leute hier bezahlen vielfach ihre Arznei in Holz, Eiern, Bananen und dergleichen. Den Betrag für diese Dinge bezahle ich dann aus der Wirtschaftskasse meinem Mann in seine Arzneikasse, damit das Geld zum Anschaffen neuer Arznei nie ausgehe.

6. Die Kirche und ihre Besucher.

Wir freuen uns hier in Wasla über den guten Kirchenbesuch der Indianer und über die großen zweiwöchentlichen Kollekten; zu Ostern hatten wir eine Kollekte von 23 bis 25 Soles, die gewöhnlichen schwanken zwischen 4.50 bis 13.00 Soles. Auch ihre Kirchenabgaben zahlen die Leute hier ziemlich gut, sei es in bar, sei es in Arbeit oder in Naturalien, die ich ihnen abkaufe und an meinen Mann bezahle. Die Leute sind freundlich. So reinigten sie unsern ganzen Garten umsonst; wir kochten ihnen dafür einen großen Topf wabul: Bananenbrei mit Mehl. Dann bekam noch jedes ein Stück Brot oder eine Apfelsine. Diese sind sehr begehrt, denn die großen Apfelsinenhaine, die die Leute früher selbst hatten, wurden von den Ameisen zerstört. Sie verkauften früher große Bootsladungen von Apfelsinen an die Kaufleute am Kap oder in andere Dörfer, wo daraus Mischla, ein stark berauschendes Getränk, gemacht wurde. Sie selber machten auch Mischla daraus, und es waren manchmal traurige, sündige Gelage im Gange. Da schickte der Herr eine Strafe. Parson Garth hatte sie oft gewarnt und der Strafe Gottes versichert, und nun kamen die Ameisen und zerstörten die schönen Bäume, nur einige wenige haben noch Apfelsinen.

7. Unterrichte, Nähschulen.

Am Sonntag ist morgens um neun Uhr Sonntagsschule, die von alt und jung gern besucht wird. Um zwölf und drei Uhr ist Predigt, so können die Leute, die von den Nachbardörfern Kum, Sacklin, Ulwas, Gunggungwasla, Rayapura, Tuskru kommen, noch denselben Tag nach Hause gehen oder fahren. Am Dienstag ist Versammlung für die Erwachsenen mit daranschließender Gebetsversammlung und Unterricht für sie im Lesen. Mein Mann hat die, die schon bei Br. Garth zu lesen anfingen, ehe die Schulen geschlossen wurden, zusammen genommen, ich habe die Anfänger, unter denen einige Frauen und Männer mir viel Freude machen, und ich konnte schon viele in die höhere Klasse abgeben und eine andere Klasse einrichten, die ein Neger hält. Manche sagen: „Ich kann das nicht lernen", aber sie bleiben doch da und versuchen es wieder, was mich sehr freut. Am Freitag ist Versammlung für alle, mit daranschließenden Uebungen im Singen für alle und Lesen für Erwachsene. Am Donnerstag Morgen lehre ich Mädchen und Frauen nähen, häkeln, zuschneiden, zeichnen, ja Kinderjacken will eine junge Mutter stricken lernen für ihren kleinen Liebling, weil ihr die, die ich für die meinigen stricke, so gut gefallen. Die Kinder bleiben von acht bis zehn Uhr, dann zeige und erkläre ich ihnen ein Bild aus der Bibel und frage ab, was sie sich vom letzten Mal behielten; ach da sind es oft nur zwei, die sich was behalten haben, selbst, wenn sie unterdessen dieselbe Geschichte in der Kirche in derselben Woche oder kurz zuvor hörten!

Von Januar bis Palmsonntag hielt mein Mann Tauf- und Konfirmandenunterricht. Da wurde viel für alle Teilnehmer gebetet, auch in den Gebetsversammlungen und daheim. (Schluß folgt.)

Rätsel.

Wasser führt das Wort zum Fluß.
Halt es, daß es sagen muß,
Wie der Musiker sich nannte,
Der so gut die Orgel kannte.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen von einer Aufführung der Kinder Weiß und Beck in Herrnhut, durch Hanna Beck und Henry Weiß, 4.61.

Expedition der Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1912. 13. Jahrgang.

Ostindische Kulis in Suriname.

1. Wie kommen Kulis von Ostindien nach Suriname?

Diese Frage scheint sehr einfach zu beantworten, wenn man den Bescheid gibt: „Natürlich zu Schiffe!" — Und doch wird mancher Kuli bei diesem kurzen Bescheid einen tiefen, schweren Seufzer ausstoßen; denn ihm wird einfallen, daß er sich diese Schiffsreise doch ganz anders, viel kürzer, viel angenehmer, ja etwa so vorgestellt hatte wie eine gewisse alte Großmutter, die im Innern von Schweden wohnte. Ihre Kinder und Enkel hatten beschlossen, nach Amerika auszuwandern. Allein wollte die gute Alte nicht zurückbleiben, darum reiste sie mit ihnen zunächst an die Küste, nach der Hafenstadt Gothenburg. Dort klagte sie über die ermüdende, lange Eisenbahnfahrt und über all das Ungemach an Sturm, Regen und Seekrankheit, das sie betroffen, als sie mit den Ihrigen im Dampfschiff quer über den Wener-See setzte. Nachdrucksvoll schloß sie dann die Schilderung ihrer Leiden mit der Erklärung: „Nun ist ja aber zum Glücke das Schlimmste überstanden!" — Da lachten alle Anwesenden laut, denn sie wußten: Das, was die gute Alte auf dem Wege bis Gothenburg erlebt, war ja nur ein leichtes, kurzes Kinderspiel gewesen im Vergleich mit all den Beschwerden und Mühseligkeiten, die während der Seereise über die Nordsee und den atlantischen Ozean und dann von Neuyork aus auf der langen Eisenbahnfahrt landeinwärts der Reisenden warteten.

Die Anwort: „Natürlich zu Schiffe!" genügt noch nicht. Warum will man in Suriname Kulis haben? Weil man dort so gut wie keine Leute findet, welche Lust haben, die Arbeit auf den Plantagen oder Pflanzungen zu verrichten, wo Kakao, Kaffee und Zuckerrohr gebaut wird. Und warum lassen sich die ostindischen Kulis willig finden, nach Suriname zu reisen und jene Arbeit zu übernehmen? Weil sie dort viel besser bezahlt werden als in ihrem eignen Vaterland, wo sie oft geradezu Hunger leiden müssen. Damit die Kulis nun aber in der Fremde nicht etwa auch notleiden, sondern zu Nahrung, Kleidung und Tagelohn kommen, sind sehr zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Werden in Suriname ein paar Hundert Arbeiter gebraucht, so wirbt ein in Ostindien wohnender, englischer Beamter die gewünschte Zahl an und schließt mit jedem Einzelnen, der dazu Lust hat, einen Vertrag ab. Dieser Vertrag sichert den Kulis freie Reise und Kost an Bord des Schiffes und für Suriname einen bestimmten Tagelohn zu, mit dem sie ihren Unterhalt bestreiten, von dem sie bei Sparsamkeit auch noch etwas zurücklegen können; ja wenn sie fünf Jahre in Suriname fleißig gearbeitet haben, erlangen sie auch noch den Anspruch auf unentgeltliche Rückreise nach ihrem ostindischen Vaterlande. An einem vorher bestimmten Tage fährt nun die ganze große Gesellschaft ab nach Parama-

ribo, der Hauptstadt Surinames. Ein paar Wochen sind sie unterwegs. Bei der Ankunft am Reiseziel empfängt sie ein andrer englischer Beamter, welcher sich der Fremdlinge anzunehmen und darüber zu wachen hat, daß ihnen kein Unrecht widerfahre, so lange sie in Suriname weilen; an ihn können sie sich mit ihren Angelegenheiten wenden. Er verteilt die Angekommenen auch auf die einzelnen Plantagen, wo Arbeiter gebraucht werden. So kommen Kulis von Ostindien nach Suriname.

2. Wie kleiden sich und wie leben die Kulis?

Im äußersten Westen Surinames liegt ein Küstenstrich, der halb vom Meer, halb von den Fluten des großen Corentyn-Flusses bespült wird und Nickérie heißt. Dort sind zwei Missionsstationen errichtet, aber auch ein paar Plantagen, die von Kulis bebaut werden. Da lernte denn der Missionar auf der einen Station, Br. A. Müller, diese Leute recht genau kennen und erzählt uns von ihnen.

Meine Freunde, die Kulis, so schreibt er, die uns als getreue Nachbarn immer sehr freundlich mit ihrem Salám, d. h. Friede grüßen, sind sehr sparsam, ja gradezu geldgierig. Recht viel zu verdienen, ist die einzige Triebfeder für ihre Arbeitsamkeit. So bringen sie es im Sparen weiter und sammeln sich mehr Schätze als die Neger. An Kleidern brauchen sie nicht viel. Die Männer tragen in dem heißen Klima nur ein Lendentuch oder höchstens noch ein Hemd. Wollen sie sich einmal fein machen, so ziehen sie über ein weißes Hemd noch eine Weste an, ja bisweilen sogar Schuhe. Da der Kaufmann aber für ein etwas kleineres Paar Schuhe, das dem Kuli grade paßt, ebenso viel verlangt, wie für ein Paar größere Schuhe, die an sich dem Kuli zu weit sind, so wählt letzterer in seiner Gewinnsucht doch ganz gewiß die größeren, weil sie nach seiner Meinung mehr wert sind. Will er sich ganz fein machen, so kauft er noch ein paar rote Strümpfe oder Socken, läßt aber den übrigen Teil des Beines unbedeckt. — Die Frauen tragen etwas mehr an Kleidung und außerdem häufig in Nase und Unterlippe, die sie durchlocht haben, einen Schmuckgegenstand. Das finden sie schön und wir häßlich.

Ganz andrer Meinung als wir sind die Kulis auch im Punkte der Reinlichkeit und Gesundheitspflege. Sie machen da einerseits viel geringere, andrerseits viel höhere Ansprüche als unser eins. Das oft übelriechende, braun wie Kaffee aussehende Wasser des Kanals, der die Plantage mit dem Fluß oder dem Meer verbindet, benutzt der ostindische Fremdling zu allem möglichen; darin badet er, damit wäscht er seine Wäsche und sein Eßgeschirr, er kocht damit, er trinkt es. Sein Weib nimmt einen Eimer davon, der sich halb mit Schlamm füllt, mischt den Mist der Kuh hinein, welche diesen Heiden für ein heiliges Tier gilt, und bestreicht dann damit den Fußboden der Wohnung wie die Wände bis zu einer gewissen Höhe. Nicht wahr, all das erregt unsern Widerwillen, unsern Ekel? Aber wie über die Maßen fein sind dieselben Leute im Vergleich mit uns, da sie es verschmähen, ein Gefäß zu benutzen, aus dem schon ein Andrer gegessen oder getrunken hat, und wenn das Gefäß noch so oft und sorgfältig gescheuert wäre. Sie würden, wenn sie sich dessen bedienten, alles Ernstes glauben, daß sie



Ein Britisch-Ostindier.

sich dadurch verunreinigten und zwar nicht bloß ihren Körper, sondern auch ihre Seele verunreinigten. So konnte es wohl vorkommen, daß ein Kuli in der Hitze den Missionar oder dessen Frau um einen Trunk Wassers bat. Das Gewünschte wurde ihm in einem reingewaschnen, unbenutzten Glase geboten. Aber denkt Ihr, daß er aus dem Glase trank? O nein! Er goß vielmehr den Inhalt in seine hohle Hand und trank dann aus dieser. Oder nehmt ein andres Beispiel! Ein Kuli hat sein Pfeifchen hervorgeholt und geraucht. Einige von seinen Landsleuten sitzen dabei und wollen auch rauchen, haben aber keinen Tabak. Da geht — und es geschieht das öfters — die eine Pfeife von Hand zu Hand, aber keiner nimmt etwa die Pfeifenspitze selber in den Mund, um einen Zug zu tun, sondern jeder saugt durch die hohle Hand den Rauch ein.

Diese ganze in vieler Beziehung übertriebene und beschwerliche Reinlichkeit hängt eng mit dem sogenannten Kasten-Wesen zusammen, das auch die Kulis in Suriname völlig beherrscht. Man versteht

ja bekanntlich darunter die Einteilung eines Volkes in streng abgeschlossene Klassen oder Stände, deren Mitglieder nur durch ihre Geburt ihnen angehören und nur infolge von Ausstoßung sie verlassen können. Mit der peinlichsten Genauigkeit hält jeder Einzelne an den Vorrechten und Vorzügen fest, die ihm seine Kaste verleiht. Es gilt für eine große Sünde, mit den Mitgliedern einer andern Kaste in äußere Berührung, in nähere Verbindung und Gemeinschaft zu treten. Der falsche Glaube an die Wichtigkeit und Heiligkeit der Kaste, die nichts andres als eine Versteinerung des menschlichen Hochmutes ist, bildet die eine schwere Fessel, welche das indische Volk und damit auch die Kulis in Suriname in der Sklaverei des Heidentums festhält. Vier Hauptkasten werden unterschieden. Die oberste und vornehmste ist die der Brahmanen, der heidnischen Priester, welche der Sage nach aus dem Munde ihres Gottes Brahma hervorgegangen sind; die zweite, die der Kschattrias, der Krieger, die den Händen Brahmas, die dritte, die der Waischjas, der Landbauer, die aus Brahmas Seite und die vierte, die der Sudras, der unterdrückten Ureinwohner Ostindiens, die den Füßen Brahmas entsprossen sein soll. Eine jede dieser vier Hauptkasten hat sich indes im Lauf der Zeiten wieder in eine große Menge verschiedner Unterkasten verzweigt und gespalten. Doch auch die Absonderung dieser von einander wird streng durchgeführt. Das spielt z. B. bei Heiraten eine große Rolle. Auch in Suriname nimmt kein Kuli ein Mädchen aus einer niedriger stehenden Kaste zum Weibe.

3. Wie feiern die Kulis Hochzeiten und Begräbnisse?

Bei den meisten heidnischen Völkern wird das weibliche Geschlecht verachtet und schlecht behandelt. Das gilt auch von den Kulis. Schon die Geburt eines Mädchens als die eines minderwertigen Wesens erweckt keine Freude. Wird dagegen ein Knabe geboren, so herrscht großer Jubel, der sich unter anderm dadurch Luft macht, daß die Angehörigen eine Woche lang täglich zu einer gewissen Stunde Freudenschüsse abfeuern.

Ein weiterer heidnischer Unverstand äußert sich darin, daß die Kulikinder von ihren Eltern bereits in sehr jugendlichem Alter, in der Zeit vom fünften bis zum zwölften Lebensjahr, verheiratet werden. Zur Hochzeitsfeier, die gewöhnlich am Abend oder bei Nacht stattfindet, wird ein großes Festessen veranstaltet. Ehe die dazu Geladenen indes in das Haus der Brauteltern eintreten, beobachten sie einen merkwürdigen Brauch. Vor dem Hause steht nämlich eine Schüssel, in der sich ein aus Wasser und weißem Ton oder Kalk bereiteter Brei befindet. In diesen tauchen nun die Gäste und glückwünschenden Freunde die eine Hand und drücken diese dann auf der Außenwand des Hauses ab, das aus Brettern gebaut ist. Da diese Bretter außerdem mit einer roten Ocker-Farbe angestrichen sind, so heben sich die weißen Abdrücke der Hände sehr deutlich ab. Die Häuschen der Kulis auf den Plantagen sind oft mit solchen Händeabdrücken, die Glück und Heil bringen sollen, wie bedeckt. Nach Beobachtung dieser abergläubischen Sitte treten dann die Gäste in das Innere des Häuschens, wo sie schon allerhand Gekochtes und Gebackenes appetitlich auf Bananenblättern aufgetischt oder richtiger auf dem Fußboden ausgebreitet finden; denn die Kulis besitzen keine Tische, sondern hocken ländlich sittlich auf dem Fußboden, wenn sie essen. Ist die Mahlzeit vorüber, so nimmt ein Brahmane, ein Hindupriester, der sich viel Geld dafür bezahlen läßt, die Hochzeitsgebräuche vor. Wiederholter Trommelschlag und schwermütige Gesänge begleiten ihn dabei. Nun bilden die beiden Kinder ein Ehepaar. Da beide aber doch noch viel zu unverständig und unerfahren sind, um einen eignen Hausstand führen zu können, bleibt jedes von ihnen noch eine Reihe von Jahren im elterlichen Hause, oder die junge Frau muß sehr häufig zu ihren Schwiegereltern ziehen. Geschieht letzteres, so muß man bisweilen Herzzerreißendes erleben. Das kleine Mädchen sehnt sich nach seinen Eltern, wird von den Schwiegereltern schlecht behandelt und läuft in der Verzweiflung da-



Eine Ostindierin in Suriname.

von. Wohin? Natürlich zu denen, die es lieb hat, zu Vater und Mutter, bei ihnen muß es doch eine Zuflucht, muß es wie bis vor kurzem Freundlichkeit und Liebe finden. Aber nein! Seit der Hochzeit sind die Eltern wie umgewandelt, kennen ihre eigne Tochter nicht mehr und jagen das wehklagende Kind mit Schlägen zu seinen Schwiegereltern zurück. Das Heidentum macht grausam.

Die Geringschätzung der Frauen und Mädchen wird aber auch selbst im Tode noch, ja über Tod und Grab hinaus fortgesetzt. Geräuschlos in der Stille ohne Zeichen von Teilnahme werden sie beerdigt. Beim Begräbnis der Männer hingegen, vollends wenn sie wohlhabend und von vornehmer Kaste sind, fehlt es nicht an Sang und Klang wie an einem zahlreichen Gefolge von Leidtragenden. Letztere müssen freilich, weil die Toten für unrein gelten, auch wenn sie gar nicht in Berührung mit der Leiche gekommen sind, gleich nach Beendigung der Feier ihre Hände ausführlich waschen, was wieder in dem schmutzigen Wasser des Kanals geschieht.

Wie geht es weiter den Gestorbenen, nicht in Wirklichkeit, aber nach den heidnischen Vorstellungen, welche die Kulis aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben? Sie glauben an die Seelenwanderung, d. h. sie nehmen an, daß die Seelen der Entschlafenen gleich nach dem Tode auf die Erde zurückkehren und mit dem Leibe eines Tieres überkleidet werden. Die Seelen der Mädchen und Frauen haben aber wieder mit dem Körper eines gemeinen Tieres vorlieb zu nehmen, sie müssen z. B. in einen Frosch, eine Kröte, eine Katze und dergleichen fahren. Die Seelen der Männer finden dagegen in stattlichen Rindern eine Wohnung. Darum ist das Schlachten eines Rindes streng verboten. Ja, die Kuh gilt für ein heiliges Tier, das mit einer liebenden Fürsorge gehütet wird, wie man sie in der Christenheit nur eignen Kindern angedeihen läßt. (Fortsetzung folgt.)

In Wasla am Wangksfluß (Nikaragua).

Von Schw. Schramm.

(Schluß.)

8. Der Tauftag.

Es war erhebend, wie sich der lange Zug von 21 weißgekleideten Personen mit meinem Mann in weißem Talar an der Spitze in die mit Blumen geschmückte Kirche begab, zwei Mütter hatten ihre Kleinsten auf dem Arm, zwei saßen schon, um auch ihre Kinder taufen zu lassen. Mögen nur alle reich gesegnet worden sein, dem Heiland die Treue halten, die sie Ihm versprachen und Ihn verherrlichen durch einen reinen, aufrichtigen Lebenswandel, das war unser inniges Gebet und ist's noch heute; denn die Versuchungen sind groß, besonders für die, die nach Ostern in ihre Dörfer in gänzlich heidnische Umgebung zurückkehrten. Ich möchte zum Schluß herzliche Fürbitten anfügen, gerade für solche Anhänger im Christentum, denn sie brauchen es noch mehr, als die, die am christlichen Orte wohnen. Die Heiden sollen es ja doch sehen, daß die Getauften anders sind als sie. Dazu helfe ihnen der Herr und gebe ihnen besondere Leucht- und Salzkraft, daß durch sie noch viele gewonnen werden!

Wer liebt Musik?

Ein Missionar, der zum Herbst wieder auf sein Arbeitsgebiet im Himalaya zurückkehrt, möchte gern ein Harmonium mitnehmen. Die Transportkosten sind aber sehr hoch, da das Instrument, das in zwei Kisten verpackt wird, tagelang auf Menschen- und Tierrücken getragen werden muß. — Und doch möchte gerade der Himalaya-Missionar in seiner schweren und oft einsamen Arbeit gern etwas Musik haben zur eignen Erquickung und zur Freude seiner Pflegebefohlenen.

Sind vielleicht unter den „Nord und Süd"-Lesern musikliebende Freunde, die dem Missionar helfen, die Transportkosten zu tragen?

Freundliche Gaben vermittelt

Th. Raillard,
Missionsbuchhandlung Herrnhut

Rätsel.

Teils ist das Ding aus Holz gemacht
Mit Farben bunt und helle,
Teils ist es eine starke Haut
Von eines Tieres Felle.

In jedem Städtchen kannst dus sehn,
Wie es die Knaben tragen,
Doch soll es ihnen Dienste tun,
So müssen sie es schlagen. A. W.

Quittung.

Für die Missionsschuld durch Frau Weinig-Eibau Mk. 34.80 von einigen Lesern des Nord und Süd und Kampf und Sieg; zwei Schachteln Staniol zum Besten der Mission, gesammelt von Gerhard und Heinz Renkewitz in Gnadenberg; aus Königsfeld drei Schachteln Staniol und Staniol von verschiedenen Orten mit herzlichem Dank empfangen zu haben, bescheinigt

die Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Für die Mission im Allgemeinen aus dem Missionsneger der Hausdorfer Sonntagsschule Mk. 5.—; aus der Missionsbüchse von R. und H. Dreßler Mk. 5.61 mit herzlichem Dank empfangen zu haben, bescheinigt

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1912. 13. Jahrgang.

Ostindische Kulis in Suriname.

4. Welche heidnische Gottheiten verehren die Kulis?

Wenn sie nur den wahren, lebendigen Gott und unsern Heiland Jesus Christus kennten und ihnen so eifrig dienten, wie ihren heidnischen Gottheiten und Götzenbildern, dann würden die Kulis und ihre Landsleute die frömmsten Menschen sein, die es auf dem ganzen Erdboden gäbe. In keinem Lande gibt es so viel Götzentempel und Götzenbilder wie in Ostindien. Neben dem Kastenwesen ist es ihre heidnische Religion, welche die armen, irregeführten Leute in geistige Fesseln geschlagen hat. Als ihre drei Hauptgottheiten verehren sie 1. Brahma, den Schöpfer, 2. Wischnu, den Erhalter und 3. Schiwa, den Zerstörer, aber auch den Erneuerer alles Bestehenden. Außerdem sind jedoch nach ihrer Vorstellung infolge der Menschwerdung Wischnus unzählige andre Gottheiten entstanden, unter denen Ram und Krischna als die bekanntesten gelten. Man will ausgerechnet haben, daß in Ostindien 33 Millionen männlicher und 56 Millionen weiblicher Unter-Gottheiten verehrt werden. Die Götzenbilder, welche man bei den Kulis in Suriname erblickt, sind aus Holz, Stein oder Metall verfertigt. Besondere Verehrung wird dem Gotte Hanuman in Affengestalt gezollt. Er wird auch Mahabir genannt, das bedeutet: der Starke. Denn er soll das höchste Gebirge der Erde, den Himalaya, auf seinem Schwanz und den Mond unter einem seiner Arme forttragen können. Von ihm wird auch erzählt, daß er eines Tages ein Büschel Haare aus dem Erdboden hervorragen sah. Mit einem kräftigen Ruck riß er daran, und siehe da, er zog den Gott Ram aus dem sumpfigen Boden hervor, in den derselbe infolge eines Unglücksfalles versunken war, ohne sich selber heraushelfen zu können. Im Glauben an diese unwürdige Sage tragen nun alle Kinder, auch die surinamer Kulis, ein langes Haarbüschel am Hinterkopf. Denn sie sind allen Ernstes davon überzeugt, daß, wenn sie nach dem Tode an den Fluß kämen, der das Totenreich umgibt und absperrt, Hanuman, die Gottheit in Affengestalt, dastehen, sie an ihrem Haarbüschel ergreifen und dann den Fluß hinüber ins Totenreich schleudern werde. Das Abschneiden seines Haarbüschels ist ein sich ein Zeichen dafür, daß ein Kuli wirklich Christ geworden ist, und mit der unsinnigen Verehrung dieser heidnischen Abgötter ganz und gar gebrochen hat.

Ein von den Kulis ganz allgemein gefeierter und besonders hochgehaltnes heidnisches Fest ist das Tadschja- (auch Tsdja) Fest. Es dient zugleich als ein treffender Beleg dafür, daß der Aberglaube dieser Leute in einem Gemisch aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen besteht; denn es ist durchaus mohammedanischen Ursprungs und wurde erst durch die vielen in Ostindien eingedrungnen Anhänger Mohammeds, des falschen Propheten, dort eingeführt.

Der Ursprung des Festes ist folgender: Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, wurde nach nur fünfjähriger Regierung von seinen Feinden heimtückisch ermordet. Sein ältester Sohn Hassan folgte ihm in der Regierung, starb aber wenige Monate darauf an den Wirkungen des Giftes, das ihm sein eignes Weib heimlich in die Speise gemischt. Daraufhin wollte sein jüngerer Bruder Hussain die Herrschaft antreten, er ward aber nach heldenmütigem Kampfe, in dem er sich 33 Wunden zuzog, von seinen Feinden erschlagen. Zur Erinnerung an diese schauerlichen Begebenheiten, die sich aber schon vor mehr als 1200 Jahren zugetragen haben, wird acht Tage lang ein Trauer- und Klagefest gefeiert. Tag und Nacht erschallen traurige Gesänge, die von einem wahren Höllenlärm verschiedner Trommeln begleitet werden, so daß Br. Müller mit seiner Familie nachts oft nicht schlafen konnte. Den Namen hat das Fest aber von den Tadschjas, die den Mittelpunkt der Feier bilden und von einer Menge zu einem langen Zuge geordneten Kulis umhergetragen werden. Es sind das aus Bambusrohr verfertigte, pyramidenförmige, hohe Gestelle, die mit buntem Papier, Glasperlen und anderm Flitter in wochenlanger Arbeit kunstvoll ausgeschmückt worden sind und das Grabmal der beiden Brüder Hassan und Hussain darstellen sollen. In dem Gestell befindet sich eine Lehmfigur von der Größe etwa eines sechs Monate alten Kindes. Auf einer leichten Bahre aus Bambusstäben die mit gelbem und rotem Kattun umwickelt ist, wird das turmähnliche Gebilde von mehreren Männern getragen. Vor ihnen her schreitet eine Anzahl andrer Männer, die kleine weiße und rote Fähnchen an langen Stäben tragen. Mit diesen Stäben führen sie von Zeit zu Zeit eine Art Scheingefecht aus, während die dem Tadschja folgenden Kuli die Arme kreuzweise auf der Brust übereinanderlegen und dann und wann in das Geschrei: „Hassan, Hussain!" ausbrechen. Am Abend werden die verschiednen in der Ortschaft verfertigten Tadschjas, deren Herstellung jede 100 bis 200 Mark gekostet hat, auf einem freien Platz zusammengebracht uud mit vielen Fackeln beleuchtet, während die Trommeln ihr Aeußerstes leisten. Als Fackeln verwendet man Glasflaschen, die mit Petroleum gefüllt sind aus denen ein ziemlich dicker Docht weit herausragt. Als vor einigen Jahren auf der Plantage Hazard eine solche Fackel explodierte, erlitten ein paar Kuli fürchterliche Brandwunden. Aber da das sich am Tadschja-Fest ereignete, so hatte, nach Auffassung der Leute, offenbar Gott es so gewollt, und die Betroffenen mußten geduldig, ohne sich beschweren oder andern die Schuld beimessen zu dürfen, ihre Schmerzen ertragen. — Am Schluß des Festes werden die Tadschjas an den eine halbe Stunde entfernten Nickérie-Fluß getragen, der den heiligen Ganges in Indien ersetzen muß, und in die Fluten geworfen, die sie rasch mit sich fortführen.



Unsere Schule für Hindukinder in Paramaribo.

5. Wird es den Kulis leicht, zum Christentum überzutreten?

Daß dieser ganze heidnische Aberglaube, den wir nun ein wenig kennen gelernt haben, eine unsterbliche Menschenseele nicht befriedigen und das Bewußtsein ihrer Sündenschuld nicht wegnehmen kann, das liegt klar auf der Hand. Nur der Glaube an unsern Heiland Jesus Christus vermag dem armen Herzen Vergebung, Frieden und die Hoffnung auf ein seliges ewiges Leben zu verleihen. Aber diesen Glauben zu erlangen, wird den Kulis schon durch mancherlei äußere Umstände schwer gemacht. Wer Christ wird, geht damit seiner Kaste verlustig und gilt als ein Unreiner, dessen Gemeinschaft seine Landsleute meiden wie den Umgang eines mit ansteckender Krankheit Behafteten. Ja, die Priester der Kulis, die Brahmanen, stellen den Uebertritt zu einer andern Religion als die größte Sünde dar, die ein Mensch überhaupt begehen könne. Vollends schwer fällt es aber einem Brahmanen selber, sich von dem väterlichen Aberglauben loszumachen, der seiner eignen Person so viel Vorteile verschafft. Die gewöhnlichen Kulis sehen an ihm empor, von seinem Urteil hängen sie ab. Er wird mit dem Titel „Maharadscha", großer Herr, begrüßt. Jeder Kuli, der ihm begegnet, legt alles weg, was er etwa in den Händen trägt, fällt vor ihm nieder und spricht, indem er seine Worte zugleich ausführt: „Ich berühre Deine Füße mit meiner Stirn!" — Darauf antwortet der Brahman: „Lebe lange!" — Die Mitglieder aller andern Kasten fühlen sich außerdem verpflichtet, für den Lebensunterhalt der Brahmanen zu sorgen, und werden von ihnen arg geknechtet und ausgesogen. Da wird es euch nicht verwundern, wenn ihr folgendes vernehmt. Ein alter Brahmane in Nickerie war durch das Zeugnis des farbigen Missionars Abraham Lincoln von der Wahrheit des Christentums überführt worden. Als es sich indes darum handelte, nun vollen Ernst zu machen, vor den Menschen seine Sinnesänderung offen zu bekennen und sich taufen zu lassen, da erklärte der Alte: „Was soll ich tun? Arbeiten kann ich nicht, und es noch zu lernen, dazu bin ich zu alt. Die Kulis aber werden aufhören, für mich zu sorgen, sobald sie erfahren, daß ich Christ geworden bin. Da bleibe ich doch lieber das, was ich bisher war!"

Doch der Geist des Herrn erweist sich oft noch stärker als die Starken, die sich in ihrem Heidentum verhärtet haben und es trotz besserer Erkenntnis nicht aufgeben wollen, weil sie damit mancherlei äußerer, irdischer Vorteile verlustig gehen würden. Das zeigte sich z. B. bei Samuel Balgobind. Er war früher selber Brahman gewesen, aber er warf alle Vorzüge und Vorteile seines Standes hinter sich und wurde Christ. Ja, es trieb und drängte ihn nun, seinen Landsleuten, die noch in heidnischer Finsternis schmachteten, das Evangelium zu verkündigen. Dem Missionar Br. A. Müller wurde er nun als Gehülfe beigegeben, was diesen herzlich freute. Denn Br. A. Müller hatte die Kulis herzlich lieb und wäre ihnen so gern behülflich gewesen; doch war er schon mit andrer Arbeit so überhäuft, daß er keine Zeit fand, um die Sprache der Kulis zu lernen und sich ihnen verständlich zu machen. Samuel aber hatte das Negerenglische gelernt, die Sprache, in der Br. A. Müller mit seinen Negern verkehrt. So konnten die beiden Männer gut zusammen arbeiten. Anfangs versuchten sie eine Schule für die Kulikinder in Gang zu bringen; sie hatte leider aber keinen langen Bestand. Da nämlich die Kinder natürlich keine Bezahlung dafür erhielten, daß sie zur Schule gingen, und die Eltern nicht von der Obrigkeit genötigt wurden, ihre Kinder in die Schule zu schicken, zogen die Eltern es bald vor, ihre Kinder aufs Feld zu senden, um dort zu arbeiten und Geld zu verdienen.

Deshalb mußte Samuel Balgobind sich darauf beschränken, unter den Erwachsenen guten Samen auszustreuen. Er fand in der Tat auch mancherlei Gelegenheit dazu. So stellten sich z. B. an einem Sonntagnachmittag auf Samuels Einladung hin eine Anzahl seiner Landsleute ein. Freilich die Kirche zu betreten, weigerten sie sich. Sie versammelten sich vielmehr im Schatten eines großen Manjabaumes dicht dabei. Br. A. Müller fand sich auch ein, um Samuel beizustehen. Ein Uebelstand war es freilich, daß der Missionar sich von ihm immer die Aeußerungen der Kulis ins Negerenglische und seine eignen negerenglischen Worte in die Hindusprache übersetzen lassen mußte. Ganz unerwartet bekamen die zwei Gottesmänner aber noch einen Verbündeten an einem Kuli, der Christ geworden und in der heiligen Schrift wohlbewandert war. Den heidnischen Männern oder jedenfalls einigen unter ihnen war es indes keineswegs um eine nähere Bekanntschaft mit dem Christentum zu tun. Ein unter ihnen besonders angesehener Mann und ein paar Brahmanen führten vielmehr ganz andre Dinge im Schilde. Sie wollten mit allerlei spitzfindigen Fragen die Männer Gottes in Verlegenheit bringen, das Christentum lächerlich machen und ihre heidnische Religion verherrlichen. So brachte dieser Mann allerhand Fragen nach den verschiedenen Eigenschaften Gottes zur Sprache, ob Gott z. B. Hände, ob er einen Mund habe, ob er sprechen könne. Letzteres leugnete er. Br. A. Müller ließ aber dem Manne durch Samuel sagen: Gott, der alle Menschen geschaffen und ihnen einen redenden Mund gegeben hat, muß selber sprechen können. Es heißt einmal im 94. Psalm (Vers 9): Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Sodann steht im 33. Psalm (Vers 9) geschrieben: So er (Gott) spricht, so geschieht's; so er gebeut, so steht's da. Auch bezeugt die heilige Schrift an vielen andern Stellen, daß Gott der Herr gesprochen habe. — Die anwesenden heidnischen Kuli nahmen diese Antwort mit Beifall auf und erklärten, daß ihr Wortführer aus dem Felde geschlagen wäre. Auf diese Weise widerstanden die drei Männer Gottes

mit Worten der heiligen Schrift den Angriffen ihres Widersachers, bis dieser ganz ärgerlich ausrief: „Das Buch soll nicht mehr reden, sondern solche Fragen müssen mit andern Gründen ausgefochten werden.“ Diese Wendung benutzte aber Br. A. Müller. Ihm kam es doch vor allem darauf an, daß diesen Heiden eine Eigenschaft Gottes, seine Liebe, angepriesen werde, die ihn getrieben, seinen lieben Sohn auch für diese armen verfinsterten Menschenkinder in Leiden und Tod dahinzugeben. Darum gab er nun Samuel einen Wink, und dieser begann ein beredtes Zeugnis von unserm Heilande Jesus Christus abzulegen. Den Eindruck davon fürchteten aber die anwesenden Brahmanen und ihr Wortführer. Sie unterbrachen daher Samuels Rede bald und forderten ihre Landsleute auf, nicht länger zuzuhören, sondern wegzugehen. Ja der Wortführer behauptete noch dreist und ohne Scheu, er hätte die Christen in dem Wortgefecht überwunden. Dabei ahnte er freilich nicht, daß er selbst bald darauf, von der Hand eines Höheren ergriffen, überwunden am Boden liegen werde. Samuel traf ihn, an einem nervösen Fieber schwer erkrankt, im Hospital an. „Seit ich an jenem Sonntag“, so rief ihm der Kranke entgegen, „von der Unterredung unter dem Baum weggegangen bin, habe ich mich elend gefühlt. Und das, was du damals zum Schluß gesagt, das konnte ich nicht los werden; es verfolgte mich immer.“ Nun war er willig, das Evangelium von Jesus Christus aus Samuels Munde anzuhören und anzunehmen. Daß der Heiland sein einziger Erlöser und sein Trost angesichts des nahen Todes sei, däuchte ihn nun eine frohe und dankenswerte Kunde. Bald darauf entschlief er. In seinem Nachlaß fand sich auch ein Neues Testament, und daß er es nicht bloß besessen, sondern darin gelesen, konnte man beinahe mit voller Gewißheit feststellen. Auch seine Freunde, die heidnischen Kulis, konnten sich des Eindruckes nicht erwehren, daß zwischen der Erkrankung dieses Mannes und seinem Verhalten während jener Zusammenkunft unter dem Manjabaume ein innrer Zusammenhang vorhanden sei, wenn sie das auch auf ihre abergläubische Weise äußerten. „Jene Unterredung hat es ihm angetan!“ sagten sie zu Samuel. Dieser gab ihnen nur die kurze Antwort: „Unser Gott ist ein lebendiger und allmächtiger Gott, der sich nicht spotten läßt!“

Eine Tigergeschichte aus China.

Nach Frau Missionar Reusch, China, Mutter von Schw. Bielke in Suriname.

An einem heißen Sommertage legte sich einmal ein Mann unter einen schattigen Baum. Dieser stand am Rande eines kleinen Teiches, dessen Ufer steil abfiel. Bald war der Mann eingeschlafen. Währenddessen kam ein Tiger spaziert, der beschnupperte den Mann, fing an den Füßen an und kam bis zum Kopf. Dort kratzte oder kitzelte er den Mann, der scheints einen guten Schlaf hatte und nicht aufwachte, mit seinen Bartborsten an der Nase, daß er ganz schrecklich nießen mußte. Der Tiger hatte das jedenfalls noch nie erlebt und kriegte einen solchen Schreck, daß er rücklings an dem steilen Ufer in den Teich hinunter fiel. Vor lauter Schreck begriff er nicht, daß er wo anders auch wieder heraus konnte und so konnte ihn der Mann mit einer Axt totschlagen.



Sam. Balgobind mit Frau als Brahmane.

Rätsel.

Die ersten beiden sind Gebäude, — Zu frommem, heilgem Dienst erbaut. — Die letzten vier bereiten Freude, — Wenn man beim Schlechten sie erschaut. — Und Luthers Werk mit reichstem Segen — Tritt in dem Ganzen uns entgegen. (Sechssilbig.)

Quittung.

Für die Station Neu-Ileya, Nyaßa, D. O. A. durch Br. A. Renkewitz, Gnadenberg 67.65 (zu Händen von Geschw. Kruppa in Neu-Ileya) Erlös aus einem Bazar der Zöglinge der 2. Stube der Mädchen-Anstalt in Gnadenberg.

Für den Kirchbau in Sang Sangta durch Br. G. Großmann von „Zuflucht“, Dresden 7.01 empfangen zu haben, wird hierdurch mit herzlichem Dank bescheinigt.

Expedition der Missions-Verwaltung.

Von Frl. M. Immendörffer, Ulm, eine Schachtel Stanniol und Bleikapseln mit Dank erhalten.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1912. 13. Jahrgang.

Wie feiern wir Weihnachten ohne die Eltern?

Erinnerungsblatt eines Missionskindes.

In dankbarem Gedenken
an die Feier des Weihnachtsfestes (1910)
in der Mädchenanstalt Kleinwelka in Sachsen.

1. Das Rüsten zum Fest.

Die Zeugnisse, das beste Weihnachtsgeschenk für die Eltern, waren ausgeteilt, und viele durften die Koffer schließen. Der beliebte Hausmann der Anstalt brachte die Koffer und Körbe auf den Bahnhof. Die ganze Anstaltswelt begleitete die Reisenden. Der Zug dampft heran! „Glückliche Reise", „fröhliche Ferien", „fröhliche Weihnacht!" Dann pustet die Lokomotive und zieht an. Die Zurückbleibenden winken noch und gehen bald heimwärts, den lieben, alten Weg zur Mädchenanstalt in Kleinwelka, die sich jetzt mit den 50 Missionskindern aufs Weihnachtsfest rüstet! Christfest-Freude herrscht im Kreis der Missionskinder!



Missionsmädchen-Erziehungsanstalt Kleinwelka bei Bautzen.

Wer wüßte nicht ein Lied zu singen von den vielen Vorbereitungen auf das Fest! Doch, das ist ja so schön, daß man zu Weihnachten alles, was man tut, aus lauter Liebe tut! Manche Handarbeit muß noch fertig werden, aber das geht so schnell unter dem Geplauder über all das, was man sich vom Festabend erwartet!

Alles hat gewaltig zu tun! Jede Stubengesellschaft will die andere überbieten im Schmuck! Drei „Stuben" sind aus den sechs geworden, die im Alltagsleben zusammen wohnen, und fünf „Große" dürfen allein in ihrer 1. Stube hausen.

Was auf der ersten Stube vor sich geht, können die „Zweiten" nur durchs Schlüsselloch beobachten. Und was wird da nicht alles geräumt! Fünf sind es, die sich dort eifrig um den Schmuck der Stube mühen! Elisabeth scheuert den Boden,

zwei andere tragen mit großer Mühe einen riesigen Sorgenstuhl herbei, der einst beim Erscheinen des Zahnarztes seine Dienste tat.

Am Abend des 23. Dezember ist alles in guter Ordnung! — Auf der 1. Stube sieht es so ganz anders aus als sonst. Die Tische sind umgestellt, ein künstliches Sofa ist hergerichtet, Blumen schmücken das Zimmer und in der Behausung der Gelehrten fehlt auch der Büchertisch nicht. — So verschieden auch die Stuben für die Ferien ausgestattet wurden, eines ist bei allen gleich: Ueberall stehen die Bilder der fernen Eltern auf den Klavieren, und die Lieben, deren man in diesen Tagen so viel gedenkt, sehen auf ihre fröhlichen Kinder herab.

Ja, das Klavier! Wohl in keiner anderen Zeit werden die Instrumente so stark benützt, wie in den Weihnachtsferien. Wenn man des Abends nach dem Abendbrot vom Speisesaal auf die Stuben zurückkehrt, werden die Weihnachtsstücke zum unzähligsten Mal gespielt und wieder und wieder werden die Weihnachtslieder gesungen, bis es schließlich heißt „Ins Bett!“ — Auch dabei machen am 23. Dezember die Großen eine Ausnahme. Sie dürfen helfen, die Christbäume hinter dem schönen „Bethlehem“ zu schmücken und den Speisesaal für den Morgensegen des 24. in sein Feierkleid zu hüllen. Ist aber auch das gemacht, dann wird es Ruhe in der Anstalt, Ruhe überall. Und nun schlummert alles in dem seligen Schlaf dem Weihnachtstag entgegen.

Der 24. Dezember.

Die Glocke läutet! Es ist 7 Uhr. Nun ist er da, der 24. Dezember! Der schönste Tag im Jahr! Wenn auch die Natur diesmal im grauen Gewande Weihnachten feiert, so ist es doch im Herzen der Menschen Licht. Das Christkind soll ja heute empfangen werden. Dazu rief uns schon der (um $^1/_4$ 9 Uhr gehaltene) Morgensegen im Speisesaal auf, da wir uns um den brennenden Christbaum scharten. Es ist dies einer der denkwürdigsten Morgensegen im Anstaltsleben! — Dann wird das große „Bethlehem“ im Speisesaal betrachtet, bis man sich wieder auf seiner Stube eingefunden hat. Die Aufsicht der zwei unteren Stuben fällt heute den „Ersten“ zu, die es an der nötigen Lehrerinnen-Würde nicht fehlen lassen. Die übrigen zwei „Großen“ zählen für die 50 Kinder je 50 Nüsse in eine Tüte. Auch gibts am 24. noch immer etwas zu besorgen. Wenn die Bürger des Ortes Kleinwelka an diesem Tag Zeit hätten, so würden sie beobachten, daß da unendlich viel Anstaltskinder auf den Straßen zu sehen sind; vor allem bevölkern sie den kleinen Buchbinderladen. In diesem gibts noch mancherlei zu erstehen.

Um 12 Uhr versammelt man sich zum Mittagessen, heute im Musikzimmer. Natürlich wenden sich viele doch erst dem Speisesaal zu, obwohl vorher oft genug davon gesprochen worden war, daß heute der Speisesaal für niemanden offen ist. — Es geht etwas eng im Musikzimmer zu, doch sind einem diese Mahlzeiten unvergeßlich. Sie gehören zu dem fröhlichen Trubel vor Weihnachten.

Der Nachmittag will schier nicht vergehen. Durch Singen und Spielen muß die schleichende Zeit vertrieben werden. — Endlich, endlich wird zum Abendbrot geläutet. Und dann schlägt es auch bald 7 Uhr, und man geht zur Christnacht.

Durch zwei hohe Christbäume ist der Kirchensaal herrlich erleuchtet. Bis auf den letzten Platz ist die Kirche besetzt. Die Orgel setzt ein. Nun beginnt das herrliche Fest. Die Weihnachtsgeschichte wird gelesen, schöne Chorstücke werden gesungen und aus vollem Herzen stimmt man in den Gesang der Weihnachtslieder ein. Und wenn die große Kinderschar stehend „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ singt, dann werden die Türen geöffnet und Lehrerinnen tragen den Mädchen, Lehrer den Knaben auf schön garnierten Brettern brennende Lichter zu, die alle mit dunkelgrünem Papier freundlich geschmückt sind. — Nun ist sie aus, die Christnacht. Ernst geht ein jedes nach Hause. Die Gedanken sind über dem weiten Meer.



Missionsknaben-Erziehungsanstalt in Kleinwelka bei Bautzen.

Die Bescherung.

Zu Hause aber stehen die Mädchen bald mit ihren weißen Schürzen wartend an der Tür. Da — die Glocke ruft! Wie oft schon hat ihre eherne Zunge zu diesem schönsten Gang gerufen. Ein letzter Händedruck der Freundinnen und — strahlender Glanz umfängt uns. Weit sind die Türen geöffnet, und im Glanz von 3 großen Christbäumen stehen wir im Kreis um den Vater des Hauses. Dieser leitet durch freundliche Worte den Abend der Freude ein, den Abend, an dem der Gedanke an die lieben, treuen Eltern oft so bitter schwer wird. Ja, man gedenkt ihrer in

heißester Sehnsucht. — „Nun sucht eure Plätze!“ Und jede versucht ihren Platz zu finden, ohne Hilfe ist das schwer, obgleich jede ihren Anfangsbuchstaben am Platze auf einem „Herzen“ (einem Gebäck in Herzform) findet. — Nun gehts ans Betrachten und Untersuchen. In helle Freude bricht man aus, wenn der größte Wunsch erfüllt ist. Ja, wer freute sich am heiligen Abend nicht von ganzem Herzen! Und vollends, wenn dann noch der erwartete Brief von „daheim“ kommt. Wie oft haben da die Eltern etwas besonderes mitgeschickt. Wer fände aber in dieser Stunde nicht einen Vater und eine Mutter in dem Direktor des Hauses und seiner Frau? Wenn ich ihnen all ihre große Liebe sonst nicht danken kann, so soll es hierdurch geschehen; sie machten uns an diesem Abend das Herz besonders leicht.

Wer kann einen Weihnachtsabend recht beschreiben? Das Austeilen der Pakete und das Auspacken! Es ist ein Zeigen und Suchen, ein Singen und frohes Treiben an jedem Platz, bei jedem Kind. — Schließlich zog man mit seinen Geschenken auf die „Stuben“ hinauf und stellte sie zu einem schönen Putztisch zusammen. Dann wurden die vielen Briefe nocheinmal gelesen, bis es spät, sehr spät geworden war. Zwei Kinder zogen noch in dieser Abendstunde in den „Ort“ zu lieben Verwandten. Um 11 Uhr war's dann still im Schlafsaal. Ob wohl alle schliefen? Ob sie wohl von dem schönen Abend träumten? Ob die „Sechsten“ im Traum mit ihren Püppchen spielten, die sie im Arm hielten? Wie dem auch war, ob von hüben oder von drüben geträumt wurde, es war ein seliger Schlaf, der Schlaf nach dem schönsten Abend im Jahr. Nun war er vorbei, der schöne Christabend. Er war dahin, dieser Tag der Freude. Aber sein Licht strahlte noch lange, lange nach. Und in vieler Herzen hatte mit der Freude der Heiland Einzug gehalten.

Der Christtag.

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,“ wurde beim Morgensegen des 1. Feiertags gesungen. — Die Gaben des Abends wurden beim Tageslicht betrachtet und schienen sich zu ihren Gunsten verändert zu haben. — In voller Festesstimmung lauschte man der Predigt über den schönsten aller Predigttexte. Der Tag verging unter dem Eindruck der festlichen Strophe: „Fröhlich soll mein Herze springen, dieser Zeit, da vor Freud alle Engel singen. Hört, hört, wie mit vollen Chören alle Luft laute ruft: „Christus ist geboren.“ — Der Abend versammelte die einzelnen Stubengesellschaften um ihren Christbaum.

Nachklänge.

Am Abend des 2. Feiertags aber, da wurden schon die ersten Gedanken über das nächste Weihnachten laut. Waren doch da einige, die das letzte Mal dieses Fest im lieben Welkaer Anstaltshaus gefeiert hatten. „Wo und wie werde ich das nächste Mal Weihnachten feiern?“ So fragte man sich. Und als das nächste Weihnachten dann kam, da hat sich ein Abschiedsschmerz fühlbar gemacht, der sich in die Worte kleidete: „Ja, das Weihnachtsfest in Kleinwelka war doch wunderschön. Gott vergelte es all denen, die uns das Fest mit solch großer Liebe geschmückt haben!“



Kleinwelka bei Bautzen.

Und wenns nun wieder Weihnachten werden will, dann werden die Missionskinder auch anderwärts das „Danken“ nicht vergessen. Ja vergessen können wir, die wir einst so fröhlich dort mitfeierten, Kleinwelka nie. Und so schön wir es auch jetzt wohl haben, wir werden Kleinwelka weiter unsere Liebe bewahren. Und damit allen, klein und groß, eine

„Fröhliche Weihnacht!“

E. H. M. — Z.

„In Gefahr in der Wüste.“

(2. Korr. 11, 26.)

Wie zur Zeit des großen Heidenapostels Paulus ist das Leben eines Missionars auch heute noch nicht ohne Gefahr. Davon gibt ein Bericht unsers Br. Kruppa in Ileya in Deutsch-Ostafrika einen Beweis. Seine Erzählung soll uns ein neuer Mahnruf zu anhaltender Fürbitte für unsre Brüder und Schwestern auf den verschiedenen Missionsfeldern sein. Br. Kruppa schreibt (1911):

„Sehr unliebsam machen sich immer wieder die Raubtiere, Löwen, Leoparden und Hyänen bemerkbar. Von einem Rudel der letzteren wurde ich vor einiger Zeit angegriffen. Mit schauerlichem Geheul stürzten sie aus einer Schlucht hervor, um an mich heranzukommen. Zum Glück trennte mich eine hundert Meter lange Ebene von ihnen. So war es mir möglich, die drei ersten niederzuschießen; die andern verschwanden daraufhin wieder in der Schlucht. Vor reichlich vierzehn Tagen erschoß der Stationslehrer Philipp einen alten Löwen, der eine Frau

auf dem Felde angegriffen und schon niedergeworfen hatte.

Neulich ging ich abends gegen einhalb 6 Uhr aus, um ein paar Rebhühner zu schießen. Da hörte ich nicht weit von mir das laute Rufen von Perlhühnern. Wegen des vorhandenen Gestrüpps kam ich nicht gleich zum Schuß und mußte ihnen etwa fünf Minuten lang vorsichtig folgen. Als ich dann den ersten Schuß abgab, erwies sich der Schrot zu schwach. Ein Perlhuhn blieb liegen, raffte sich aber bald wieder und lief ein wenig weiter. Ich sprang ihm rasch nach, um es zu fangen. Da plötzlich ertönt hinter mir ein kurzes, lautes Brüllen. Ich bleibe sofort stehen, und als ich mich umdrehe, sehe ich mich von einer Löwin verfolgt, die kaum fünfzig Meter von mir entfernt ist. Als ich eben anlegen will, springt das Tier in voller Flucht links ab hinter einen Busch. Nun fing es aber auch links und rechts neben mir an zu brummen, und gleichzeitig gewahrte ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ich außer einigen schwachen Schrotpatronen nur drei Kugelpatronen bei mir hatte. Ganz langsam und vorsichtig zog ich mich zurück und erstieg einen Baum. Von dort aus sah ich drei Löwen, die etwa zwanzig Meter von mir in blätterlosem Gestrüpp standen. Leider durfte ich keine Patrone nutzlos verschießen, da jedenfalls mindestens drei Löwen in der Nähe waren und ich nur drei Patronen hatte. Ich stieg von meinem Auslug herunter. Jeden Schuß für den äußersten Notfall aufsparend, zog ich mich langsam nach Hause zurück und dankte Gott, daß die Gefahr so gnädig vorübergegangen war. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und so mußte eine Rückkehr mit einem geeigneten Gewehr nebst Patronen unterbleiben."

Weihnachtsbücher-Wunschzettel für Kinder.

Missions-Jahrbüchlein für deutsche Christenkinder. Von Paul Fleischmann. 1. Jahrgang. Berlin, deutsche Sonntagsschul-Buchhandlung 1912. 64 S. 20 Pfg. 100 Exemplare 16 Mk. Besuch auf der Goldküste. Weihnachten bei den Eskimo (Brüdergemeine). Was die Fürstenwalder Kinder für die Mission taten. Chinesischer Schulmeister usw.

Illustrierte Jugendschriften aus der Missionsbuchhandlung Herrnhut. à 10 Pfg., mit Bildern, in Partien billiger. Nr. 12: Missionar und Eingeborener im Angesicht wilder Tiere. Dazu schreibt Ev. Miss. Magazin: „Diese interessanten Tierabenteuer, die Herrnhuter Missionare zu verschiedenen Zeiten auf ihren Gebieten mit mancherlei Tieren erlebten, werden unsere Kinder mächtig begeistern! Sie sind zugleich prächtige Illustrationen zu Psalm 91."

Jugendliche Streiter von Elis. Francke, 134 S., mit Bildern, geb. 2.80 Mk. Verlag Orient, Frankfurt a. M. Spannende Erzählung und Anleitung für Kinder, wie sie schwarzen Kindern helfen können. „Weihnachtsbrief aus der Türkei", „Puppe in Indien" usw.

Lichtstrahlen aus der Heidenwelt. Basler Mission. à 5 Pfg. 12 S. Gefälliges buntes Bild auf weißem Umschlag.

Bahn-Schwerin: **Weihnachtsdeklamationen** für Kinder v. M. v. O. 15 Pfg., 100 St. à 9 Pfg.

Vollmar-Hefte. Volkstümliche Erzählungen, die auch Fürst Bismarck sehr schätzte und die Professor v. Bergmann in Krankenhäusern besonders gern verteilte. 12 Hefte zus. geb. 2.45 Mk., alle 45 Hefte 8 Mk.

Vollmar: **Sechs Schwestern.** Wahre, ernste, lebenswarm erzählte, erweckliche Geschichte für junge Mädchen. Geh. 1.60, geb. 2 Mk. 158 S.

Ernst Moritz Arndt von Dr. Berg, geh. 10 Pfg.

Wo brennt es am heiligen Abend? und andere Weihnachtserzählungen von Vollmar. 152 S., geb. 2 Mk. Eine Erzählung führt nach Suriname.

Hedwig Andrä: **Ein köstlich Ding.** Schenkst du dem Heiland was? Was Liebe kann usw. In buntem Umschlag à 10 Pfg., in Partien billiger. Sehr ansprechend.

Deutscher Kinderfreund, Leipzig: **Silberfäden.** Die Weihnachtsreise, Christkinds Engel, Weihnachtskerzen, à 32 S., à 10 Pfg. Reizende Geschichten.

Weihnachten in aller Welt, Erzählungen aus 10 Missionsgebieten der Brüdergemeine. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. Im Erscheinen.

Von Menschen, Geistern und Tieren im Paragebirge Deutsch-Ostafrikas erzählt. S. Fuchs, Leipzig. 50 Pfg.

Von Kindern, Mänschen und Drachen und allerlei anderen Sachen. Märchen und Erzählungen für kleine Leute von Friedr. Schlunk. Rauhes Haus Hamburg. Geb. 2.80 Mk. Allerliebst.

Rätsel-Lösungen.

Januar: Fuhrwerk, Uhrwerk. Febr.: Biel. März: Kajarnak. April: Pest, Erich Togo, Rom, Ursula, Sechs. Mai: Ferro, Se(e)mann. Juni: 1—10 Sperlingen. Juli: Mirjam, Elieser, Thyatira, Hanna, Uria, Simson, Augustus, Lot, Ararat, Heiland. Aug.: Mond und Sterne. Sept.: Bach. Okt.: Trommel. Nov.: Kirchenerneuerung.

Quittung.

Für die Transportkosten des Harmoniums nach dem Himalaya: Von H. Bieri —.50, durch Frau Weinig, Eibau 2.50. Br. B. in M. Fr. 10.—, N. N. 2.—, 5.—, zusammen M. 18.—.

Herzlichen Dank allen Gebern. Weitere Beiträge nimmt dankbar entgegen **Th. Raillard.**

Für Tabora M. 3.—, L. v. B. in G., Geburtstagsgeschenk für die Mission von einem 13jährigen Mädchen erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.